

HANSER



Leseprobe

Karl Heinz Bohrer

Granatsplitter

Eine Erzählung

ISBN (Buch): 978-3-446-23972-2

ISBN (E-Book): 978-3-446-24107-7

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser-literaturverlage.de/978-3-446-23972-2>

sowie im Buchhandel.

GRANATSPLITTER

War es schon Herbst neununddreißig oder erst Sommer vierzig? Die Jungen hatten plötzlich ein neues Spiel erfunden. Das konnte es vorher nicht gegeben haben. Buchstäblich über Nacht hatte es nämlich diese in allen Farben funkelnden Steine vom Himmel geregnet. Das geschah jedes Mal, wenn die feindlichen Flugzeuge dagewesen waren und der Donner über der großen Stadt lag. Die Jungen, die kleinen Sechs- bis Achtjährigen, hatten zunächst gar keine Vorstellung von dem, was geschah: dass es englische Flugzeuge waren und dass die deutschen Abwehrgeschütze rund um die Stadt den Donner verursachten. Dass Bomben fallen könnten, daran dachte keiner. Man hatte das Wort seit etwa einem Jahr von den Erwachsenen gehört. Eine Bombe würde auf das Haus fallen, und vielleicht würde man sterben. Tod, Krieg – solche Worte. Aber es waren unverständliche Worte geblieben: Bomben, Engländer, die vom Westen übers Meer heranflogen, die Stadt war eine der westlichsten und daher eine der ersten, die die fremden Flieger erreichten. Und überhaupt das Fliegenkönnen. Das lenkte ab von dem Wort feindlich. Es war ein aufregendes Bild: dass jemand durch die Luft flog. Die älteren Jungen wussten Bescheid: Sie kritzelten auf ihre Schiefertafeln in der Schule die Umrisse von Flugzeugen, die Stukas oder Messerschmitt hießen. Die Namen der englischen Flugzeuge kannte man noch nicht. Es sollte noch Jahre dauern, bis die Jungen die Wörter wirklich verstehen würden, wenn Tausende Bomben fielen, der Donner von ihren Explosionen herrührte und Phosphor in die Keller fließen würde.

Davon wussten die Jungen noch nichts, als sie zum erstenmal nach so einer Donnergarnacht am Morgen auf die Straße gingen, auf dem Weg in die Volksschule, und die bunten funkelnden Steine auf Trottoir und Straße herumliegen sahen. Es gab sie in allen Größen, in allen Farben, keiner war wie der andere. An den Rändern waren sie aufgerissen, gezackt von unterschiedlicher Schärfe. Wenn man sie unvorsichtig anfasste, konnte man sich die Finger aufreißen. In dem Moment merkte man, dass die Steine nicht aus Stein waren, sondern aus Eisen, blitzende Metallstücke. Die größeren Jungen erklärten, um was es sich handelte: Granatsplitter. Das waren aus großer Höhe heruntergefallene Splitter, die von den explodierten Flakgranaten stammten, die nachts den Donner verursacht hatten. Die Sirenen hatten den aufpeitschenden Klang, der eine Katastrophe schon beim erstenmal anzukündigen schien, bestimmt aber eine Warnung ausstieß, hinter der mancher etwas Größeres, Erschreckenderes ahnte. Aber in den Keller gingen die meisten Eltern der Granatsplitterjungen noch nicht.

Das also war der Anlass des neuen Spiels. Denn kaum hatte am Morgen der eine Junge, den Schulranzen auf dem Rücken, eines der blitzenden Dinger in der Hand und der andere ein anderes und ein zweites und drittes – sie stießen bei den heftigen Entdeckungssprüngen zusammen, weil sie im Eifer, das schönste Stück zu bekommen, keine Rücksicht nahmen –, da begann auch schon der Vergleich, wer wohl das schönere Stück erwischt hätte. Und da jeder eine andere Ansicht hatte, begann ein Tauschhandel. Nicht gleich nach der ersten Nacht, aber wohl nach der zweiten oder dritten: Man tauschte Granatsplitter. Auf dem Gang in die Schule blieb dazu nicht viel Zeit, aber an den Nachmittagen konnte man sich treffen und tauschen. Die Granatsplitter waren das Schönste, was man sich ausdenken konnte. Manche waren von dunkel leuchtendem Rot und schwarz an den Rändern, andere hat-

ten eine bläulichweiße Färbung, und wieder andere waren von gleißendem Gelb oder Silber. Es war wie ein Märchen – man war der Held eines Märchens, der etwas Wunderschönes, sehr Fremdes, sehr Seltsames fand, das ihm das Gefühl gab, fortan Glück zu haben. Der Junge war regelrecht entzückt von dieser Schönheit. Er hatte das gleiche Gefühl wie damals, als man ihm aus *Tausendundeiner Nacht* die Geschichte vom Prinzen in dem funkelnden Palast vorgelesen hatte, in dem es viele Gemächer gab, die wiederum funkelten, und in den Gemächern wiederum kleine Kästchen, in denen funkelnde Edelsteine lagen.

Das Leuchtende und die Vielfältigkeit der Granatsplitterfarben waren das eine. Es war aber noch etwas anderes: Das Rissige der scharfen Ränder war ja das Gegenteil von den Schmückstücken, wie seine Mutter sie immer trug. Einige Jungen hatten erklärt, dass das Rissige davon käme, dass die Flakgranaten in der Luft explodierten, wenn sie ihr Ziel, die englischen Flugzeuge, nicht trafen. So ein Stück scharfes Metall in die Hand zu nehmen war genauso, wie wenn man das Wort »Krieg« hörte. Es war das erste Bild des Kriegs für ihn. Er hatte das Wort »Krieg« zum ersten Mal aus seinem liebsten Märchenbuch von früher mit dem Titel *Schlierilei* gehört. Das war die Geschichte einer kleinen Waldschnecke mit einem Schneckenhaus auf dem Rücken, die mit den Pilzen aneinandergerät und vor deren angsteinflößendes Strafgericht geladen wird. Das farbige Bild davon war so dramatisch, dass er es immer wieder anschauen musste. Ein Krieg aller kleinen Waldtiere gegen die Pilze. Mäuse, Frösche, Bienen, verschiedene Käferarten und selbst Vögel griffen die Pilze an. Das Bild dazu zeigte ein erschreckendes Durcheinander von kopfloren, zerspaltenen, zertrümmerten Pilzen. Krieg war also etwas Grausames.

Ungefähr ein Jahr zuvor hatte er das Wort wiedergehört, während eines Gesprächs des Vaters mit dessen Bruder. Sie

hatten in einem so nachdrücklichen Ton gesprochen, als ob etwas bisher noch nicht Bekanntes, Gefährliches bevorstehe. Zuerst hatte er sich Krieg so vorgestellt, dass sich zwei feindliche Parteien in einer Halle gegenüberstehen und aufeinander schießen, bis der eine Teil weniger an Zahl als der andere hätte. Das Ganze nicht in einer Landschaft, sondern in einer riesigen Halle aus Blech. Jetzt war von vielen Bomben die Rede, die auf die Stadt fallen würden. Es gab auch Nächte, in denen es auf der Straße plötzlich dunkel wurde, weil man die Laternen und die öffentlichen Beleuchtungen abgestellt hatte und in der ganzen Stadt die Fenster der Wohnungen verhangen wurden. Jetzt durfte kein Lichtschein mehr nach draußen dringen. Eines Morgens, als er zum ersten oder zum zweiten Mal in die Schule ging, erblickte er Leute mit von Masken verdeckten Gesichtern, die wie Schweinerüssel aussahen. Er hörte das Wort »Gas«. Was es wirklich damit auf sich hatte, wurde auch nicht ganz klar, als er mit Schulkameraden darüber sprach. Man könnte ersticken, wenn man diese Maske nicht trüge und die englischen Flieger Gasbomben abwürfen. Das alles bedeutete das Wort »Krieg«. Es war also Krieg.

Er hatte dieses Wort dann noch einmal gehört, als er mit der Mutter und deren Freundin in den letzten Augusttagen die Ferien auf einer Nordseeinsel verbrachte. Das Wort hatte sofort wieder einen ganz besonderen Klang, weil es mit einem anderen Wort, dem Wort »England« verknüpft war. Das prägte sich ihm deshalb so ein, weil im Nachbarstrandkorb eine sehr freundliche Familie mit einem Jungen saß, der ungefähr so alt war wie er selbst. Die Sprache, die sie sprachen, war unverständlich. Manchmal aber doch so, dass er sie auch verstehen konnte. Die Mutter sagte ihm, es seien Engländer. Der Satz, dass sie Engländer seien, klang so, als wenn sie etwas ganz anderes wären als er selbst und die Mutter. Das Wort hatte ja keinen besonderen Sinn, es klang zuerst nur so. Es

war der Klang des Wortes, der sich ihm einprägte: Engländer – England. Außerdem hatte der fremde Junge eine kleine Fahne mit einem sehr schönen Muster aus den Farben blau, rot und weiß, die zwei gekreuzte Kreuze trennten. Die Fahne hatte eine aufregende Wirkung auf ihn ausgeübt. Es war schwer zu sagen, warum: etwas Unruhiges und gleichzeitig sehr Ruhiges. Jedenfalls stießen ihm die eindrucklich wirkende Farbe und die Kreuzformen wie ein Zeichen von etwas in die Augen. Die ganze Zeit danach, vor allem seitdem die englischen Flieger nachts über der Stadt flogen, dachte er an die schöne Fahne und das Wort »England«.

Die englische Familie war plötzlich nicht mehr in ihren Strandkorb gekommen, und er ging ohne den englischen Jungen allein auf Muschelsuche. Dass sie nicht richtig miteinander reden konnten, hatte sein Gefühl, etwas ganz Besonderes zu erleben, nur noch mehr angeregt. Er hatte den Namen des neuen Spielkameraden richtig auszusprechen gelernt: »Harry«. Manchmal hatten sie sich weit entfernt von den Eltern und der Mutter, vorbei an vielen Sandburgen, die mit Mustern aus Muscheln bedeckt waren, so weit, bis sie es merkten und sich das Gefühl, sie seien auf einer Entdeckungsreise, noch mehr verstärkte. Denn dazu musste man ja nur bei Ebbe den unbekanntes riesigen Strand entlang bis zur Wasserlinie hin laufen, die aus der Entfernung wie ein Horizont zu anderen blauen Räumen aussah. Sie kamen an den gallertartigen, blauweißen Quallen vorbei, die sie mit Schaufeln in einen kleinen Eimer zu heben versuchten, ein umständliches Unternehmen, das sie zugunsten des Sammelns von ungewöhnlich aussehenden Muscheln aufgaben. Wenn jeder einen Haufen von Muscheln gesammelt hatte, tauschten sie. Sie wurden Freunde. Einmal, am Ende des Ebbestrands, blickte Harry auf die See hinaus und zeigte mit der Hand in die Richtung nach Westen und sagte: »There is England.« Das war für ihn sofort zu verstehen, und umso mehr

merkte er sich die ganz andere Aussprache des Wortes »England« in englischer Sprache als in deutscher. Es klang so wie die Fahne aussah, eindrucklich.

Als die englische Familie plötzlich weggeblieben war, ohne sich verabschiedet zu haben, und er die Tage am Strand wieder mit der Mutter und ihrer Freundin verbrachte und sich langweilte, hörte er aus ihren Gesprächen, warum die Engländer nicht mehr kamen: Der Krieg stünde bevor. Der Vater, der nicht mitgereist war, hatte telegraphiert, er habe den Stellungsbefehl bekommen, und sie würden von Westen nach Osten verlegt. Er hatte nicht viel Zeit, Harry zu vermissen. Denn plötzlich war es soweit. Der Krieg, von dem er seit einem Jahr hatte reden hören, war da. Als er mit der Mutter in die Stadt zurückkam, hatte sich vieles schon verändert. Es gab sogar eines Nachts zum ersten Mal das Aufheulen der Sirenen, ein Ton, der etwas Schlimmes ankündigte, das dann aber gar nicht kam. Doch war das der Zeitpunkt, als die Jungen Granatsplitter in der Straße entdeckten. Der Fliegeralarm hatte also Flieger gemeldet, die Flakgeschütze der Stadt mussten geschossen haben, sonst hätten sie keine Splitter gefunden. Einige Monate später war dann ab und an das Dröhnen der Motoren und das Aufbrüllen der Geschütze länger zu hören, sodass die Bewohner der Häuser sich allmählich daran gewöhnten, in den Keller zu gehen. Einmal, als er einen Granatsplitter in die Hand eines anderen Jungen legte, damit der ihn anfassen und von allen Seiten betrachten konnte, musste er an Harry denken. Wie sie die Muscheln umgewendet und in ihre Öffnung hineingesehen hatten. Eine Muschel war natürlich kein Granatsplitter, aber das Tauschen machte die gleiche Freude. Man bekam von dem Gleichen etwas Ähnliches, sodass man das Eigene nicht verlor, aber etwas Anderes hinzugewann. Beim Granatsplitter war das Wichtigste, dass es sich um das Stück einer Waffe handelte. Das hatte etwas. Die Älteren sprachen jetzt häufig über Abschussziffern,

darüber, wie viele englische Flugzeuge abgeschossen worden seien. Es gab immer jemanden, der das genau wusste.

Ein neuer Tauschhandel kam unter den größeren Jungen auf: das Tauschen von polnischen, französischen und englischen Helmen und Uniformstücken, die von gefangenen Soldaten stammten. Die Kleineren wussten nicht genau, was es damit auf sich hatte. Diese bläulichen oder gelblich-braunen Helme und Uniformjacken mit roten oder blauen Litzen und Stickereien wirkten irgendwie böse, sie sahen so ganz anders aus als die vertrauten grauen Helme und graugrünen Uniformen, die die deutschen Soldaten trugen, wenn sie in ihren Lederstiefeln vorbeimarschierten, dass es auf dem Pflaster knallte, den Helmrand dicht über den Augen, die so vertrauenerweckend geradeaus starrten, auch wenn sie ihre rauen Lieder sangen mit dumpfen Stimmen und abgehacktem Rhythmus. Er hatte diese graugrünen Soldaten, seit er sie zum erstenmal so starr dahinziehen sah, in gleichem Schritt und Tritt, den einen Arm am Gewehr, den anderen im Rhythmus des Dahinschreitens, immer mit einer unbestimmten Neugier betrachtet, die noch nicht wusste, was sie tun würden. Sie würden in den Krieg ziehen, sie würden die anderen Soldaten mit ihren Gewehren erschießen. Das bedeutete das Wort Krieg. Jetzt stellte er sich nicht mehr eine große Halle vor, in der die grauen oder blauen oder braunen Soldaten gegeneinander schritten. Er wusste nun, es war ein riesiges, unübersehbares Gegendinander von Menschen und Maschinen.

An einem Wochenende wurde ein merkwürdiges Kriegsspiel auf dem Schulhof gegeben. Alle waren eingeladen. Es gab Suppe und Wurst aus der Gulaschkanone und dann das Spiel. Es hieß »Heckenschützenjagd«. Er wusste nicht, was das heißen sollte. Er fragte und bekam die Antwort: Heckenschützen seien Polacken ohne Uniform. Sie liegen hinter Hecken und erschießen deutsche Soldaten. Am schlimmsten seien die Flintenweiber. Das Kriegsspiel bestand nun darin, dass deut-

sche Soldaten als polnische Heckenschützen verkleidet aus kleinen Holzhäusern, die im Schulhof aufgestellt waren, mit Platzpatronen schossen, während deutsche Soldaten in ihren regelrechten Uniformen diese Häuser umzingelten und am Ende die Heckenschützen mit erhobenen Händen aus den Häusern herauskamen. Sie wurden zusammengetrieben und dann an einem Galgen, den man im Hof aufgestellt hatte, aufgehängt. Mit einem Strick um den Hals wurden die Polacken am Balken hochgezogen, und die Zuschauer klatschten und lachten. Hochgezogen wurden natürlich nicht die als Polen verkleideten deutschen Soldaten, sondern große Puppen aus Stoff und Stroh, die ihrerseits wieder zivile Kleidungsstücke und Kappen trugen.

Die seltsamen Anzüge sahen besonders minderwertig aus. Hier die bekannten, irgendwie anheimelnden deutschen Uniformen, und da die zerlumpte Kleiderpuppe. Waren das Verbrecher? Man musste sie gewiss gefangen nehmen, aber dieses langsame Aufhängen, eine Puppe nach der anderen? Er fand das Ganze unheimlich, er verstand nicht, warum die Leute lachten. Er hätte seinen Vater gefragt, warum dieses Kriegsspiel auf dem Schulhof gespielt worden war, das mit den Platzpatronengewehren so wirklich erschien, aber der Vater war ja seit einiger Zeit nicht mehr zu Hause, und die Mutter verstand von so etwas nichts, sie war zu jung und zu desinteressiert an seinen Fragen. Mit den Granatsplittern hatte das nichts mehr zu tun. Sie waren wie farbige Sterne vom Himmel gefallen, und ihre leuchtende Schönheit gehörte zu den ersten blendenden Erscheinungen, aus denen für ihn das Leben bestand. Erscheinungen, deren tieferen Sinn er erst allmählich verstand. Es gab Vorkommnisse, Geräusche, die entweder auffielen oder auch nicht. Das einprägsamste Geräusch war gewiss die nächtliche Sirene.

Einmal, als er von ihrem Aufheulen geweckt wurde und die Mutter nicht ins Zimmer kam, stand er auf und sah, dass

die Wohnung leer war. Das Schlafzimmer der Eltern war unberührt, die schimmernde Seide der Steppdecke auf dem Bett war nicht aufgeschlagen, nur die Platte auf dem Grammophon neben dem Bett zeigte an, dass die Mutter kürzlich noch hier gewesen war. Als der Donner wieder einsetzte, dachte er an die Granatsplitter am nächsten Morgen, aber dann, als die Mutter nicht zurückkam, wusste er, dass er für eine Zeit allein sein würde, und er setzte sich auf die Steppdecke, die Sammlung der Granatsplitter neben sich, ausgelegt gegen seine Angst. Die Granatsplitter waren ein Mittel gegen alle Unbill des täglichen Lebens geworden. Sie hatten den Schein des Fremdartigen nicht aufgegeben. Sie strömten eine Atmosphäre des Wunderbaren aus, aus der man Stärke beziehen konnte: ein Geheimzeichen, das die Jungen erfanden, um ihrer Welt einen eigenen Namen zu geben.

Sehr viel später wusste er, dass die Mutter bei einem jungen Mann gewesen war, bei einem Offizier in schöner graugrüner Uniform. Es gab damals einen Schlager, den alle Jungen in der Schule kannten und über den die Älteren lachten: »Titeriti, Titeriti, meine Mutter kriegt ein Titti, von einem Flaksoldaten, das darf ich nicht verraten.«

Als die Mutter spät in der Nacht in ihr Schlafzimmer kam, war sie ihm absolut fremd. Sie hatte sich eben noch im Spiegel des fremden Mannes betrachtet: eine wirkliche Schönheit, die Dauerwelle, der blutrote Lippenstift und der Nerz um den fünfundzwanzigjährigen feinen Hals, das Jackenkleid. Nicht viele deutsche Mütter – die meisten liebten den schweren Knoten, waren ungeschminkt und irgendwie kräftig – sahen so aus. Der Vater war auch kein Vater wie die anderen Väter. Er war oft und lange im Ausland gewesen. Schon als Primaner, während seine Eltern auf Ferienreise an der Mosel oder an der Nordsee waren, hatte er sich vom Dienstmädchen das Wochengeld geben lassen, um damit nach Paris zu fahren und die berühmte Tänzerin Josephine Baker zu sehen.

Diese Auslandsaufenthalte hatten sich während des Studiums des Vaters in den zwanziger Jahren gehäuft. Er sprach die Sprachen dieser Länder allmählich fließend, und einige der besten Freunde kamen von dorthier. Auch das Studienfach Nationalökonomie verstärkte das Interesse, über die Grenzen zu sehen.

Eines Nachts war einer dieser Freunde gekommen und hatte sich im Elternhaus des Vaters versteckt, bis dieser ihn mit dem Auto über die nahe Grenze im Westen brachte, dort, wo man durch dichte Wälder unbemerkt in das andere Land hinübergehen konnte. Der Vater war damals zu einer Person geworden, von der eine wunderbare Festigkeit ausging, im Gegensatz zu seiner eleganten Mutter. Zwar zeigte auch der Vater weltläufige Züge – er tanzte gerne Tango und ging in moderner Kluft in die Seebäder –, aber er verkörperte für den Jungen eine Sicherheit, die er nicht genauer benennen konnte, die ihn aber ein absolutes Vertrauen in die Welt entwickeln ließ, ein Vertrauen, das von der Mutter nicht ausging.

Als er mit seinen Granatsplittern auf dem Bett wartete – inzwischen hatten die Entwarnungssirenen ihren langen gleichmäßigen Ton hören lassen –, hoffte er, dass der Vater kommen würde. Aber er kam nicht in dieser Nacht. Als die Mutter den Jungen sah, der sie so fremd anschaute, wurde sie unruhig: Sie sei sofort, als die Sirenen anschlugen, aufgebrochen, aber der Wagen der Freundin sei nicht sofort angesprungen. Im übrigen solle er die Granatsplitter nicht so einfach auf der Steppdecke herumstreuen, die scharfen Ränder würden sie aufreißen. »Hier, siehst du das nicht?« Nein, die Mutter gehörte nicht dazu. Nicht mehr. Sie hatte keine Ahnung von Granatsplittern, was sie waren, wie sie entstanden. Sie sah nicht ihre Schönheit. »Sie sind schön.« – »Was ist schon schön daran?« – »Die Farben sind so schön.« – »Schön?« – »Ja. Schön.« Er hatte keine genauen Worte dafür,

was das besonders Schöne daran war: vielleicht, dass sie vom Himmel gefallen waren. Aber wenn er das gesagt hätte, hätte das die Mutter noch weniger verstanden. Am liebsten hätte sie gesagt, er solle die Splitter in den Müll schmeißen; jedenfalls aus der Wohnung entfernen. Er spürte, dass sie das wollte, aber in diesem Moment nicht sagte, weil sie ein schlechtes Gewissen hatte. Sie fragte ihn, warum er die Dinger sammle, woher er sie habe, und dann kam es doch zu einem heftigen Streit. Sie meinte, die Splitter könnten giftig sein oder etwas Explosives enthalten. Nun war es tatsächlich so, dass die älteren Jungen, die nicht Granatsplitter sammelten, in ihren Verstecken, wo es die blauen Stahlhelme gab und fremde Uniformstücke, auch scharfe Munition hatten, die ebenfalls schön aussah. Es gab Jungen, die hatten ganze Maschinengewehrgrute: eine goldene Patrone mit spitzem Kopf neben der anderen. Weiß der Teufel, wie sie daran gekommen waren, wo doch die Kasernen streng bewacht wurden. Die Größeren sprachen, wenn sie die Munition zeigten, in einer Weise daher, als wenn sie selbst schon Soldaten wären. Sie gaben sich hart. Es waren diejenigen, die die Formen der Stukas und Messerschmitts auf die Tafel kritzelten und dabei deren Technik erklärten. Besonders die heulenden Angriffssirenen der kopfüber niedergehenden Stukas wurden in den Klassenräumen jeden Tag nachgeahmt, ein Triumphgeschrei, das dem Jungen zu laut war.

Die Granatsplitter hatten damit nichts zu tun. Sie waren das, was übriggeblieben war von einer Waffe, nachdem diese selbst zerstört war. Er musste der Mutter erklären, wieso die Flakgranaten explodierten und in Splitter zerfielen: Wenn die Flakgranaten kein Flugzeug treffen würden, dürften sie nicht einfach wieder herunterfallen. Deshalb bräuchte ein Zünder diejenigen, die ihr Ziel verfehlten – und das waren die meisten –, zur Explosion. Aber wieso würde die Bevölkerung denn nicht gewarnt vor den herunterfallenden Splittern? Dem Jun-

gen waren all diese Fragen nicht wichtig. Sie hatten nichts mit ihm und den Granatsplittern zu tun. Schließlich durfte er sie behalten und hütete sie als einen Schatz, von dem geheime Kräfte ausgingen.

Der Grund, warum der Vater in jener Nacht und auch die Tage danach nicht kam, war nicht bloß eine Verwundung an der Front, sondern dass er sich von der Mutter hatte scheiden lassen. Eines Morgens sagte sie zum Briefträger, der ein offizielles Schreiben brachte: »Der Brief ist nicht für mich. Ich bin geschieden.« Das war Monate nach der allein verbrachten Nacht auf der Steppdecke mit den Granatsplittern, und der Junge verstand, dass der Vater nicht mehr zurückkommen würde. Warum hatten sich seine Eltern getrennt? Bevor die Leere der Wohnung zuviel für ihn wurde, hatte ihn die Mutter zu den Großeltern in die westliche Vorstadt gebracht. Die Großmutter war das Gegenteil ihrer Tochter, einfach und fromm. Sie hatte Nonne werden wollen und setzte sich in die Badewanne mit einem Überkleid aus grauem Stoff, weil es sündig war, den eigenen Körper zu betrachten. Der Großvater war ebenfalls ein guter Katholik, aber ansonsten ein sehr weltlicher Mann, gutausehend und eitel wie ein Pfau, der die Hälfte des Morgens eine Ledermaske trug, um seinen täglich neu arrangierten Bart zu festigen. Wenn er ausging, trug er manchmal einen schwarzen Hut mit einer roten Feder. Die Großeltern liebten den Jungen sehr, und er fühlte sich in dem kleinen Haus geborgen, anders als in der großen Wohnung der Mutter mit den eleganten Melodien aus dem Grammophon.

Das lag auch daran, dass das Haus der Großeltern ihn an ein anderes Märchenbuch erinnerte, das *Das alte Haus* hieß. Es erzählte von seltsamen Vorgängen und wunderbaren Gestalten, die alle in diesem alten Haus vom Speicher bis zum Keller wohnten. Es erzählte vom Uhrenmännchen in der alten Uhr, vom Nussknacker und dem Zwerg im Kohlenkasten.

Und vom guten Kartoffelkönig aus der großen Kiste Kartoffeln im Keller. Das Buch vom alten Haus hatte die Großmutter ihm und dem Vetter schon vor dem Kriege vorgelesen. Und dabei hatte er das wunderbare Empfinden, dass alles, was da vorkam, sich jetzt im alten Haus der Großeltern wiederhole. Seitdem war das Haus der Großeltern noch schöner, noch herzlicher, noch willkommener geworden. Es war das älteste Haus aller alten Häuser, und im Garten standen Kirsch- und Birnbäume. Es konnte ihm kein größeres Glück geschehen als fortan bei den Großeltern im altem Haus zu wohnen, auch wenn er nun nicht mehr dachte, im Uhrenkasten wohne das Uhrenmännchen.

Inzwischen kam der Donner in den Nächten nicht mehr bloß von den Geschützen, sondern von explodierenden Bomben im Stadtzentrum. Man blieb nicht mehr im Bett, sondern ging mit vorher zurechtgelegten Kleidern in den Keller, die Großmutter, die Tante und deren kleine Kinder und eine Nachbarin, die sich in diesem Keller sicherer fühlte. Der Großvater blieb oben: Die Engländer seien zu allem Ernsten und Wichtigem unfähig, und deshalb auch unfähig, dieses Haus zu treffen. Er hasste sie, denn er war irischer Herkunft. Die Großmutter hatte er auf einer Kirmes in den Niederlanden getroffen, sich in sie verliebt und war – ihr folgend – vor über dreißig Jahren hier hängengeblieben. Der Großvater war nicht bloß eitel, er war auch jähzornig. Es gab das Gerücht, er habe als junger Mann, als er im Glockengerüst des Doms zu arbeiten hatte, einen sozialistischen Arbeiter mit dem Hammer bedroht, er solle zur Heiligen Jungfrau beten, und sei deshalb zu sechs Wochen Gefängnis verurteilt worden.

Während der Großvater die Engländer, die ihn nicht treffen würden, verachtete, saßen die Frauen im Keller und beteten den Rosenkranz. Ab und zu kam der Großvater herunter und berichtete mit wichtiger Miene über den Stand der Dinge: Die Stadt brenne im Zentrum, aber auch der Süden

habe viel abgekriegt. Und weil die Engländer nicht treffen könnten, schmissen sie einfach ziellos alles über der Stadt ab.

Man konnte nichts weiter tun, darüber war man sich einig. Der Großvater, das war immerhin beruhigend, hatte keine Angst. Der Junge war inzwischen neun und hatte vom Tode noch immer keine Vorstellung. Er hatte inzwischen eine Jungenbande gegründet, die sich in halbgefährlichen Spielen hervortat: Man stahl Obst in den zahlreichen Gärten des Viertels oder Briketts aus den Eisenbahnwagen auf den Dämmen am Rande der Stadt, wo es zur Westgrenze ging. Manchmal schlug man sich mit Zigeunerjungen, die am Bahndamm hausten. Einige Jungen trugen Stahlhelme, deutsche, belgische, englische, auch polnische und französische – und fühlten sich wichtig.

Um sich aber auch irgendwie nützlich zu machen, sammelten die Jungen in bestimmten Vorgärten Säcke voll Grünfütter, besonders Klee, denn seit einiger Zeit hielten die Großeltern Kaninchen. Dass die auch irgendwann geschlachtet wurden, dass ihr einziger Daseinszweck darin bestand, die Einschränkungen der Kriegsernährung auszugleichen, das war eigentlich keinem der Bandenmitglieder bewusst. Sie waren einzig und allein darauf konzentriert, von den Besitzern der Vorgärten nicht erwischt zu werden, auch wenn es sich nur um einen älteren Hausmeister handelte. Gerade die konnten ziemlich rabiat werden. Es war ein Abenteuer, die Gräser in einer vom Haus der Großeltern entfernten Gegend zu finden, in dem Viertel, wo die Stadt nach Westen hin aufhörte und das freie Land mit den Eisenbahngleisen begann. Dort waren sie auch auf die Zigeunerjungen gestoßen. Weil diese Messer hatten, war es schon eine Sache des Mutes, sich auf sie einzulassen. Es blieb aber gar nichts anderes übrig. Hätte er gekniffen, hätte er seine Stellung als Anführer verloren.

An diesem Tag waren sie mit einigen älteren Jungen aus der

Nachbarschaft zu den Bahngleisen gegangen. Ohne diese Dreizehn- bis Vierzehnjährigen wäre es wahrscheinlich gar nicht zur Schlägerei gekommen. Aber die Älteren auf beiden Seiten fingen an, sich gegenseitig beleidigende Schimpfworte an den Kopf zu werfen, so als ob man längst auf eine Gelegenheit zum Kampf gewartet hätte. Eigentlich hatten sie nichts Besonderes gegeneinander. Die Zigeunerjungen waren eben nur in dieser Gegend und hatten etwas zum Fürchten an sich, ihre braunen Gesichter und ihre bunten Kittel. Sie waren ihnen völlig fremd und sprachen auch irgendwie unverständlich. Wieso taten sie so, als ob sie hier das Sagen hätten? Jedenfalls begann mit einem Male einer der älteren Zigeunerjungen ihren Anführer direkt anzugehen, und die allgemeine Prügelei begann. Er geriet direkt an einen von gleicher Größe, der zwar kein Messer, dafür aber einen Knüppel bei sich hatte. Bevor der diesen ausschwingen konnte, hatte er ihn niedergerungen und auf den Boden drücken können. Als ihm selbst die Kraft auszugehen drohte, ihn in dieser Stellung zu halten, kam eine Radfahrerkolonne von Polizisten mit Tschakos vorbeigeradelt und fuhr zwischen den Tumult von sich prügelnden Jungen, sie sofort trennend, wobei die Zigeunerjungen es schafften, unbemerkt zu verduften, ohne verfolgt zu werden. Ein paar der Kaninchengrassucher bluteten, aber es war nichts Schlimmes passiert. Kein Messer war gezogen worden. Die Messer der Zigeuner waren nicht so gefährlich wie ihre Hunde, die sie dieses Mal aber nicht dabei hatten. Die Schupos schrieben sich einige Namen auf, auch seinen, und erklärten, es würde höchste Zeit, dass sie sich im Jungvolk benehmen lernten, und sie fragten auch, wer im Jungvolk sei. Aber da die meisten das zehnte Lebensjahr noch nicht erreicht hatten, blieb es bei einer mageren Verwarnung ohne Folgen.

Er hatte diese Gegend an den Bahngleisen gerne, denn es gab dort viele Schrebergärten, wohin ihn der irische Groß-

vater mehrfach mitgenommen hatte. Einer gehörte dessen bestem Freund. Der hieß Hannes, wurde manchmal aber auch Schinderhannes genannt, nämlich von der Tante, die den Mann greulich fand. Auch die Großmutter konnte ihn nicht leiden und wollte nicht, dass der Großvater und der Junge mit dem Fahrrad dort hinaus fuhren. Aber der Großvater setzte seinen schwarzen Hut mit der roten Feder auf und zog seine schönen alten Zimmermannsgesellenhosen an, die nach unten immer breiter wurden und kleine silberne Glöckchen hatten. Und der Junge kam auf die Stange des Fahrrads. Hannes oder Schinderhannes lebte alleine in einer Bretterhütte in seinem Schrebergarten, die so düster wie ein Loch war und merkwürdig roch. Der Grund waren die vielen Katzen, die herumschlichen und böse fauchten, wenn Besucher kamen. Die Bretterhütte war vollgestellt mit Tierköpfen, Geweihen, ausgestopften Vögeln und alten Zeitungen. Der Junge wusste, warum die Tante den Mann Schinderhannes nannte. Das war vor hundert Jahren ein Räuber am Rhein gewesen, zwischen Hunsrück und Westerwald, der schließlich gefangen und geköpft worden war. Und der Freund des Großvaters sah so finster aus, dass man Angst vor ihm bekommen konnte. Dabei holte er immer einen großen Rodonkuchen mit Rosinen aus dem Schrank und machte schwarzen Kaffee mit Zucker, von dem der Junge auch etwas trinken musste. Dazu gab es kleine Gläser mit Schnaps, aber nur für die Alten. Das war eine Art reiner Alkohol, den der finstere Freund selbst herstellte. Großvater und Hannes saßen dann an einem Tisch, auf dem zwei Laternen mit Kerzen standen, sodass der größere Teil des Raumes weiter im Dunkeln blieb, aus dem nur die Augen der Katzen starrten.

Der Junge kam sich vor wie im Märchen. Das alte Haus des Großvaters war ja auch voller Wunder, aber nicht unheimlich. Hier war alles unheimlich, vor allem der Mann selbst. Er verstand eigentlich nie, worüber der Großvater mit Hannes

redete. Es kamen fremde, völlig unbekannte Namen und Orte vor. War Hannes überhaupt aus Deutschland? Woher und seit wann kannten sie sich? Er fragte den Großvater nie danach. Es passte nicht, so etwas zu fragen. Der Mann blieb für ihn immer derselbe: der, der in der düsteren Hütte wohnte am Bahndamm. Hannes durfte niemals ins Haus des Großvaters zu Besuch kommen. Das hatte die Großmutter verboten. Wahrscheinlich kam er niemals in die Stadt. Was er brauchte, wuchs im Garten, und seine Sachen wusch er selbst in einem riesigen Kessel, der auf dem mit Briketts geheizten Herd stand. Die Briketts besorgte er sich von den vorbeifahrenden Güterzügen, die oft in seiner Gegend stehenblieben. Sein Klo war draußen im Garten, über einer großen Dunggrube. Hannes lebte hier wohl wie im Frieden, denn die Engländer hatten noch nicht begonnen, die Gleise zu bombardieren. Es fiel ihm auch auf, dass Hannes kein Kreuz, keine Mutter Gottes und kein Jesusbild hatte, wie der Junge es vom Haus der Großeltern gewohnt war. Der Mann glaubte wohl nicht an den lieben Gott. Er würde in die Hölle kommen. Ja, sie waren hier in einem Vorort der dunkelroten Hölle. Das war gruselig, aber so ungeheuer aufregend, dass er sich immer wieder auf die düstere Hütte am Bahndamm freute.

Die Prügelei war nicht heftiger gewesen als das, was er manchmal in der Schule erlebte. Nun machte er sich wieder auf den Weg nach Hause zum Haus der Großeltern. Er ging an einer langen Friedhofsmauer entlang, an die direkt ein Zuckerrübenfeld anschloss. Dieser westlichste Vorort gehörte erst seit kurzem offiziell zum Stadtgebiet. Hierher verlief sich kaum einer. Am Beginn einer langen Chaussee mit Kopfsteinpflaster und Kastanienbäumen auf jeder Seite lauerten ihm einige Jungen der nächsthöheren Klasse auf, mit deren Anführer er schon auf dem Schulhof aneinandergeraten war. Sie hatten alle, wie er selbst, diesen schleppenden Akzent im rheinischen Singsang, der sich besonders dafür eignete, eine

Frechheit auf die andere zu türmen. Einem dieser Älteren hatte er auf dem Schulhof gesagt, was für ein Blödmann er sei, jetzt folgte die Rache. Zwei von ihnen hielten ihn fest und drückten ihm mit Wut und Gelächter eine Ladung Pferdekot ins Gesicht. Davon gab es genug auf der Chaussee, wo täglich die schweren Brauereigäule mit ihren von Bierfässern beladenen Wagen entlangfuhren. Zu seinem Glück hatte das warme Wetter des Sommers 1941 die Pferdeäpfel so getrocknet, dass nur eine geringe Menge des weichen Inneren an seinem Gesicht hängenblieb.

Das genügte allerdings, den Großvater sehr ärgerlich werden zu lassen – nicht gegen seine Feinde, sondern gegen ihn. Es kam zu einer der letzten Bestrafungen mit der Folge, dass er seine Freunde auf der Straße einige Tage nicht sehen durfte. Kurz darauf aber geschah etwas, das ihn dem Großvater für immer, was er auch anstellte, besonders gewogen machte. Der Junge ging zur Zeit des Hochamts besonders gerne in die Pfarrkirche, die den Namen der Heiligen Drei Könige trug. Dort gab es funkelnde, geheimnisvolle Farben in allen Schattierungen: der Tabernakel in seinem gleißenden Gold, die roten Teppiche zu den Altarstufen, der gelblich-weiße Talg der großen und kleinen Kerzen, das gedunkelte Metall der Weihrauchkessel. Und die Gewänder des Priesters und der Messdiener! Ihre Farben waren offensichtlich von besonderer Bedeutung. Am stärksten kam ihm dies am letzten Karfreitag seines Aufenthalts im großelterlichen Haus zu Bewusstsein: als in der Kirche das düstere Violett und Schwarz der Kartage zum strahlenden Weiß und Rot des Ostermorgens wechselte. Wie beneidete er die Messdiener! Dann, wenn sie in ihren feinen seidenen weißen Hemden über dem Scharlachrot des Leibrocks die Ärmel über die Hände fallen ließen und sie dann mit einer energischen Geste hochwarfen, um die Schelle zur heiligen Wandlung zu läuten oder das Weihrauchfass zu schwenken. Und wie gerne wäre er einer von ihnen, wenn sie

den Hochaltarbereich verließen, um die Kollekte zu machen. Wie Engel sahen sie aus, wenn sie auf der Seite der Frauen und Mädchen Reih um Reih stehenblieben und den Geldkorb umgehen ließen: Lange dachte er darüber nach, wie er an dieser Verwandlung teilnehmen könnte.

Dem Pfarrer war er während der Kinderandacht nach der Hochmesse aufgefallen. Die Kinder sollten eigene Antworten auf manchen seltsamen Vorgang des Neuen Testaments geben. Zum Beispiel, was das Jesuskind bei diesem oder jenem Ereignis gedacht habe. Das war eine gewiss einschüchternde Frage, bei der fast alle Kinder schwiegen. Nur seine Hand flog dann immer hoch, und einer staunenden Zuhörerschaft erzählte er in allen Einzelheiten, was das Jesuskind gedacht hatte. Des Herrn Pastors Miene strahlte wohlgefällig über der jungen Gemeinde. Eines Tages erschien er bei den Großeltern mit der frohen Botschaft, es sei die Zeit gekommen, dass der Enkel Messdiener würde, zumal er ja auch bald die Heilige Erstkommunion empfangen sollte. Dabei machte der Pastor die Andeutung, aus dem Jungen könnte einmal ein Priester werden und, wer weiß, vielleicht noch etwas sehr viel Höheres. Seit diesem Tag war der Junge endgültig des Großvaters Favorit unter den Enkeln.

Er war auf die Idee gekommen, im ausgebauten Speicher des großväterlichen Hauses eine Art Altar zu bauen und Messe zu spielen. Messe spielen hieß vor allem: erstens sich irgendwie Gewänder mit einschlägigen Farben zu beschaffen, in die eintauchend man alles Alltägliche abstreifte, und natürlich brauchte es einen Kelch mit Hostien. Zweitens: Andere Kinder der Umgebung sonntags zur Predigt einzuladen. Predigen und die Verteilung der Hostien behielt er sich selbst vor, ein Vetter sollte den Messdiener spielen und mit der Schelle klingeln. Aber wie das anstellen? Die fromme Großmutter durfte von all diesen Planungen nichts wissen, wohl aber ein Verwandter des Onkels. Dieser Verwandte gehörte zu

einem sektenartigen Privatorden innerhalb der Kirche, zu jener Sorte fanatisch strenger Katholiken, die dem Papst ermahnende Briefe schrieben. Er war ein Mann, der morgens auf die Straße trat und vor vorbeikommenden Nonnen aufdringlich-unaufdringlich den Hut zog: ein »Beginengrüßer«. So nannten die Leute der Stadt jemanden, der eigentlich kein richtiger Mann war, sondern ein Frömmeler. Sie sagten: »Dat is ne Bejigenjrößer.« Er war verheiratet, und deshalb schied die Möglichkeit aus, die einzig seiner frommen Begierde Erfüllung hätte bringen können, nämlich Priester zu werden. Dafür kam er eines Karfreitags ins großväterliche Haus und wusch den Kindern nach dem Vorbild Jesu die Füße. Dieser Halbonkel hörte mit Wohlwollen von dem Vorhaben des Jungen, sonntags die Messe nachzuspielen, und half, über seine kirchlichen Beziehungen, bei der Beschaffung täuschend echter Gewänder in der richtigen Größe. Er hatte auch immer am 6. Dezember den Nikolaus gespielt, nicht als Weihnachtsmann mit Kapuze und Sack, sondern in der Maske eines richtigen Bischofs!

Schließlich war es soweit: Der Altar war fertig, die Gewänder lagen bereit, und zehn Kinder kamen am auserwählten Sonntag in den Speicher. Man würde ein besonderes Spiel spielen, wurde der Großmutter gesagt, die Nachbarskinder in Haus, Keller und Garten gewohnt war. Als alle Kinder auf dem Boden saßen, dann aber auf sein Geheiß – er trug ein mit einem leuchtenden goldenen Kreuz bedecktes weißes Gewand – knien mussten, vollzog sich das Schauspiel eines neunjährigen Priesters, der mit ausgebreiteten Händen vor einem echten Messkrug unverständliche Worte murmelte, während der kleinere Vetter im Weißrot des Messdieners das Messbuch von Zeit zu Zeit auf die jeweils andere Seite trug. Er kannte nicht den liturgisch vorgeschriebenen Ablauf, sondern imitierte alles, was ihm spontan einfiel. Den Höhepunkt bildete natürlich der Augenblick der Eucharistie, der Heiligen

Wandlung, denn hier konnte der kleine Vetter zeigen, wie er gelernt hatte, rhythmisch mit der Klingel umzugehen – kniend, während er selbst im leuchtenden Priestergewand stehend die Hostie demonstrierte und alle Kinder das Kreuzzeichen schlugen. Dann kam es zur Einnahme von Brot und Wein. Alle Kinder hatten auf Geheiß einzeln nach vorne zu kommen und die Zunge herauszustrecken, auf die er dann die echte Oblate legte, die ihm der frömmelnde Halbonkel beschafft hatte. Statt Wein gab es Wasser.

Das war die Aktion. Sie war aber nicht das Wichtigste, so sehr sie ihn packte. Das Wichtigste war die Predigt. Sie erfolgte zu dem Zeitpunkt, an dem sie auch beim richtigen Hochamt stattfand: vor der Wandlung. Als Kanzel dienten zwei zusammengestellte hohe Stühle, deren lederne Rückseite geschlossen war, sodass der junge Prediger wirklich nur von der Brust an sichtbar war. Der Inhalt der Predigt schwankte zwischen den Jesusgeschichten aus der Kinderandacht und willkürlichen Einfällen darüber, wie Gott die Welt erschaffen hatte. Diese Erzählung aus dem Alten Testament hatte es ihm nicht nur wegen der ozeanischen Größenordnung angetan, sondern wegen der bewegenden Redeweise Gottes, der einfach nur sprechen musste, auf dass etwas geschah. Irgendwie wusste er das nachzuahmen und mit entsprechenden Handbewegungen zu unterstreichen, wobei dann die gestickte Borte des priesterlichen Gewandes dem jungen Prediger über die Hände fiel. Er kümmerte sich nicht sonderlich darum, ob die Kinder zu seinen Füßen dem folgten, was er sagte. Dafür war er viel zu sehr mit seinen großartigen Gedanken beschäftigt. Er hatte erreicht, was er wollte: in dieser schönen Atmosphäre mit besonderen Worten und Bewegungen aufzugehen! Natürlich war es schade, dass keine Kerzen angezündet wurden, das hatte der Halbonkel verboten. Dadurch fehlte es der Kindermesse an dem Glanz, der in der Kirche auf einen Schlag, wenn man in ihr Halbdunkel trat, alles bis da-

hin auf der Straße Gesehene vergessen ließ. Aber dieser Nachteil wurde dadurch aufgewogen, dass hier ein heimliches Spiel gespielt wurde, von dem die Erwachsenen keine Ahnung hatten.

Sehr oft konnte dieses Spiel nicht wiederholt werden, denn eines Sonntags kam die Großmutter dahinter. Zwar sangen die Kinder keine Kirchenlieder, aber gerade die relative Ruhe, unterbrochen von einem unverständlichen Gemurmel, das Latein sein sollte, ließ die Großmutter die Treppe zur obersten Etage hinaufgehen und entdecken, dass hier etwas ganz Unmögliches geschah. Eine Blasphemie, die in ihrem Lieblingsenkel Gestalt gewonnen hatte, der gerade, als sie eintrat, eine weiße Oblate aus dem goldenen Kelch in die Höhe hob und den Kindern den Segen gab. Von diesem Tag an war es mit der Messe zu Ende, und der Speicher war wieder leer wie zuvor.

Für den Jungen war es ein schwerer Schlag. Aber Rettung war nahe: die Vorbereitung auf die Erstkommunion. Inzwischen hatten die wundersamen biblischen Erzählungen von Jesu Leben und Sterben eine klarere Bedeutung für ihn gewonnen. Jesus war sein Held geworden. Das passte durchaus zu den kriegerischen Spielen der Jungen auf der Straße, unter denen er einer der Anführer blieb. Es passte nicht zu den Reden, die aus dem Rundfunk kamen, von denen die Großeltern sagten, sie seien unchristlich. Aber es gab sogar an diesem Pfingstsonntag noch immer die wunderbaren Blumenaltäre vor vielen Häusern des Viertels. Jesus als Held passte zum Christkönigsfest, das nicht dem leidenden, sondern dem siegreichen Heiland gewidmet war. Für den Jungen, der zur Erstkommunion ging, leuchteten der Kelch, die Hostie, das Weihrauchfass, leuchteten die Kirchenfenster, der Brokat auf den Priestergewändern, leuchtete alles. Es blitzte nicht so wie die Granatsplitter damals, aber es war doch eine Erscheinung von etwas Außergewöhnlichem.

Die Erstkommunion hatte vor allem anderen diese Wirkung auf ihn. Er hatte nicht nur einen Tag, sondern Tage in der Vorstellung gelebt, etwas Außergewöhnliches sei mit ihm geschehen. Dass er den dunkelblauen Kommuniionsanzug mit dem weißen Flieder im Knopfloch eigentlich nur einmal tragen durfte, war ihm ein Schmerz. Noch mehr aber, dass für die Erwachsenen der Alltag wie gewöhnlich weiterging, selbst für die fromme Großmutter. Die Geschichte über die jungen Christen in Rom, die vom Kaiser verhaftet und hingerichtet wurden, war zu diesem Zeitpunkt das, was er in der katholischen Jugendzeitschrift *Das Kommuniionsglöckchen* am liebsten las. Nach dem Tag der Erstkommunion kam ihm der katholische Alltag plötzlich schal vor, im Vergleich zu dem glühenden Glaubensleben dieser jungen Märtyrer.

Inzwischen durfte er während der Luftangriffe, die sich vom Zentrum der Stadt den Vororten näherten, mit dem irischen Großvater in den dritten Stock steigen, um die Richtung der Einschläge und die Brände zu sehen. Sie standen am Fenster des Speichers, in dem er gepredigt hatte. Wenn sie dann hinunter in den Keller kamen, wo die Frauen mit den kleinen Kindern saßen und beteten, spürte der Junge in sich das Gefühl des Beschützers wachsen. Der Großvater erklärte zwar weiter den Stand der Dinge, aber der Junge durfte etwas Eigenes hinzufügen: wie die Feuer aussahen und wie der schwarze Rauch zu riechen war, wenn man die Fenster öffnete. Dieses neue Gefühl von Verantwortung kam ihm zugute, wenn er mit seinen Jungen auf der Straße unterwegs war. Letztens hatten sie wieder Klee aus fremden Vorgärten als Kaninchenfutter geholt und waren einem aufgebrachten Schrebergärtner gerade noch entkommen.

Der neue Ruhm wurde allerdings gefährdet durch den gelegentlichen Besuch seiner eleganten Mutter. Sie war inzwischen mit einem wegen einer Sportverletzung vom Militärdienst freigestellten Arzt liiert, der im Zentrum der Stadt seine

Praxis hatte. Sie erlebte also die Luftangriffe in ihrer ganzen Heftigkeit, was an ihrer modischen Eleganz aber nichts geändert hatte. Wenn die Mutter, meist ohne Vorwarnung, mittags erschien, um ihn für einen Nachmittag zu einem Treff mit der Freundin in eins der besseren Cafés auf dem großen Boulevard mitzunehmen, wartete sie nicht, bis der Großvater am Ende des Mittagessens das kurze Dankgebet gesprochen hatte, sondern stand schon vor dem Spiegel und schminkte sich unter den vorwurfsvollen Blicken der Großmutter die Lippen nach. Wenn er mit der Mutter dann die Straße betrat, wartete schon eine Reihe der Nachbarjungen: Die fremde schöne junge Frau sah irgendwie verboten aus. Das fanden auch die Mütter der Nachbarschaft mit den dicken Haarknoten, die sich über die ungewöhnliche Erscheinung aufregten. Die Großmutter sagte nichts zum Aussehen ihrer Tochter, aber sie mochte nicht, dass sie sich so schminkte, Lippen, Augen, alles.

Bevor der Junge mit der Mutter das Haus verließ, musste er sich waschen und den dunkelblauen Bleyle-Anzug anziehen, den sie mitgebracht hatte. Sie kämmte ihn so heftig, dass es wehtat. Und dann folgte die eigentliche Erniedrigung. Feingemacht musste er neben der geschminkten Mutter an der Reihe der Nachbarjungen vorbei. Er tat so, als ob nichts sei, aber er schämte sich wie noch nie in seinem Leben. Im Café ging es ihm auch nicht besser. Er musste sich neben die Freundin der Mutter setzen und sollte die Vögel zeichnen, die in einem großen Käfig saßen. Ein Klavierspieler klimperte Melodien, an die er sich aus der schrecklichen Zeit, als der Vater nur noch selten da war, erinnerte. Jedes Mal, wenn er die Mutter in die Stadt begleiten musste, begann es mit der Erniedrigung und hörte es auf mit der Langeweile im Café. Ein solcher Besuch drohte ihn um sein ganzes Ansehen als Anführer zu bringen. Wer eine solche Mutter hatte, passte nicht dazu, mochte er sich noch so anführerhaft gebärden.

Eines Tages, es war Mitte zweiundvierzig, erschien im Hause der Großeltern ein fremd aussehender Mann in Knickerbockern und mit einer Baskenmütze. Es war der Vater. Wie lange hatte er ihn nicht gesehen? Der Vater kam aus dem neutralen Ausland, wo er eine schwere Krankheit auskuriert hatte. Jetzt wollte er den Sohn holen. Der Vater wirkte nicht nur fremd, weil er ihn solange nicht gesehen hatte. Er wirkte fremd wegen seines Äußeren und seines legeren Benehmens. Er sagte, es sei die Zeit gekommen, dass er auf einer guten Schule etwas Ordentliches lerne. Aber die Granatsplitter, die Bande, das Messdienen, die Uniformlitzen, die von Kerzen erleuchtete Kirche! Das sei alles sehr schön, aber es gäbe Wichtigeres, zum Beispiel die lateinische Sprache, die er auch als Messdiener ja nur in Bruchstücken gelernt habe: »Ad altare dei« oder »Juventutem meam« und ein grammatisch nie richtig gelerntes »Confiteor«. Die Schule, die der Vater für ihn ausersehen hatte, war ein Internat im äußersten Süden des Landes, in dem die antiken Sprachen neben den Künsten und dem Sport das Wichtigste waren. Zuvor musste er auf die Aufnahmeprüfung in die Sexta vorbereitet werden, was im Privatunterricht des Vaters geschehen sollte. Dann kam der mit Spannung erwartete Tag. Und mit dem großen Tag kam auch das, was ihn die Abwesenheit der Großeltern, der Bande und des Messdienens ertragen ließ. Das, was ihn nun in Bann schlug wie der schönste Granatsplitter, war ein bebildertes dickes Buch mit altgriechischen Sagen, das er sich aus der Bibliothek ausgeliehen hatte. Schon der Anblick der Bilder hatte etwas, was beunruhigte, weil es so fremd war und gleichzeitig durch seine Schönheit anzog. Er konnte die einzelnen Geschichten nur schwer verstehen. Zwei Namen hatten es ihm aber sofort angetan, »Agamemnon« und »Klytämnestra«. Wie der noch für Troja Gerüstete auf dem Kampfwagen in den Palast einfährt, wie er über den roten Teppich in das Innere des Palasts schreitet, und wie er dann, im Bad, vom

Beil Klytämnestras getroffen wird, aufschreit, noch einmal getroffen wird und stirbt. Der Junge las die Geschichte immer wieder. Wichtig waren vor allem diese beiden geheimnisvollen Namen.

Er war nun zehn Jahre alt und begann zu entdecken, dass nicht bloß die Geschichten im griechischen Sagenbuch unheimlich waren. Das Bedrohliche kam von der einen oder anderen Andeutung der älteren Schüler, es tauchte aber auch in manchen Unterrichtsstunden im Internat auf. Sie lernten Gedichte des größten Dichters auswendig, die irgendwie einschüchterten, Sätze wie »Allen Gewalten zum Trutz sich erhalten«, »Nimmer sich beugen« oder antike Sinnsprüche wie »Habest uns hier liegen gesehn, wie das Gesetz es befahl«. Der Schulleiter, ein aufrechter Enthusiast des griechischen Altertums, war der Ansicht, im neuen politischen Glauben die altgriechischen Tugenden wieder auferstehen zu sehen. Während die Fronten sich näherten, begann er mit der Oberprima Aischylos' *Agamemnon* in altgriechischer Sprache für den Abschluss des Sommerterials vorzubereiten. Als der Junge die Aufführung dann am Ende seines ersten Schuljahres sah, war das Unheimliche noch stärker geworden. Es verschwand nicht mehr aus dem Alltag, es war immer da. Es gab ältere Schüler, die die Jüngeren, denen sie als Zimmerführer vorstanden, nächtens brutal quälten oder quälen ließen. Er selbst entging diesen nächtlichen Folterungen, aber er beobachtete sie und nahm sie wahr als etwas Grauenhaftes, vollkommen fern von dem, was er bisher erlebt hatte.

Es gab verschiedene Formen des Quälens. Manchmal schmierte man einigen der jungen Sextaner mitten in der Nacht Klebstoff in die Nase und klappte sie gleichzeitig an ihr Klappbett gefesselt nach oben und ließ sie mit dem Kopf nach unten eine halbe Stunde so stehen. Ein andermal schleppte man sie in die Duschräume im Keller und setzte sie, gebunden auf einen Stuhl, unter eine kalte Dusche, wo man sie

ebenfalls eine Zeitlang sitzen ließ. Der schlimmste Quäler, sein eigener Zimmerführer Alex, war der Sohn des bekanntesten Romanschriftstellers der Zeit. Er führte sich auf, als ob er über Leben und Tod seiner Untertanen verfügen könne. Selber tat er nichts, sondern befahl nur, die anderen mussten die von ihm ausgedachten Scheußlichkeiten ausführen. Sextaner, die Angst zeigten, versuchte er lächerlich zu machen und erfand grausame Witze über sie. Er ließ sich auch von ihnen bedienen, sodass sie ihm am Morgen Hemd und Hose bringen mussten oder irgendetwas anderes. Wahrscheinlich hatte Alex den Jungen nachts in Ruhe gelassen, weil er ihm geantwortet hatte, er dünkte gar nicht daran, ihn zu bedienen.

Der Handlung der Aufführung im schönen Gartenhof des Hauptgebäudes hatte er nicht wirklich folgen können, abgesehen davon, dass er keinen der altgriechischen Sätze verstand. Aber seine Phantasie war sofort angesprungen. Er kannte ja die Geschichte von Klytämnestra und Agamemnon. Als Klytämnestra mit der Axt auf den Stufen des Hauptgebäudes stand, die zur mächtigen Tür führten, waren schon die Schreie aus dem Innern zu hören gewesen. Agamemnon war jetzt tot und mit ihm Cassandra, die Seherin. Zu seinen sich weitenden Vorstellungen trug die Architektur des Gebäudes und des großen Gartens bei. Obwohl deren Aussehen nichts zu tun hatte mit dem, wie man sich das Haus der Atriden vor zweitausend Jahren hätte vorstellen können, hatte für ihn der Anblick des Schulgebäudes plötzlich ebenfalls etwas gänzlich Fremdartiges. Ohne Schwierigkeit erblickte er in dem Schüler, der den einfahrenden Agamemnon spielte, den antiken Helden. Seinen Auftritt empfand er wie den Sprung in ein anderes Zeitalter. Eine neue Wirklichkeit tat sich auf, in der er lebte und in die er seit dieser Aufführung immer wieder zurückfand. Es war schön, aber etwas Düsteres war dabei.

Wahrscheinlich war es zu dieser Wirkung auch gekommen, weil die Schule, ihre Architektur und die Schüler so ganz an-

ders waren als die Atmosphäre im Hause der Großeltern am Rande der großen Stadt. Der Schulhof war ein wunderschöner Garten mit Blumen und einem Tempel. Die Schüler trugen besondere Schulkleidung. Und auch der Unterricht war beeindruckend, große Dinge wurden behandelt. Vor allem im Latein- und Deutschunterricht. Was sich hinter dieser schönen Fassade verbarg oder vielleicht auch schon zu erkennen war, das merkte er erst einige Zeit später.

Im Frühsommer vierundvierzig hatte ihn während einer Pause ein Klassenkamerad gefragt, ob er wisse, was ein KZ sei. Er hatte das Wort noch nie gehört. Der Klassenkamerad war ein holländischer Junge aus einer feinen Familie, und unter dem Siegel absoluter Verschwiegenheit erfuhr er, dass ein KZ ein Lager sei, in dem Menschen, die als Gegner der Regierung erkannt wurden, zu Tode gequält wurden. Mehr erfuhr er nicht. Nur noch zwei Worte fielen am Ende der kurzen Unterhaltung. Es seien hauptsächlich »Juden«, die getötet würden, und diejenigen, die töteten, nenne man »SS«. Warum der Klassenkamerad gerade ihm das gesagt hatte, wusste er nicht. Von nun an hatte er die beiden Worte »Juden« und »SS« im Kopf. Die Welt bestand jetzt aus zwei Teilen: die Welt, die er kannte und zu der seine Messe und die Granatsplitter gehörten, und eine andere, fremde Welt.

An dem Tag, als die Atriden aufgeführt wurden, waren alle Eltern anwesend, soweit die Väter nicht an der Front standen. Auch sein Vater war angereist. Am Morgen vor der Aufführung hatte er ihn zu einem langen Spaziergang abgeholt. Der Vater begann mit ihm über den Krieg zu reden, über das bevorstehende Ende. Es war das erste politische Gespräch mit ihm. Hoffentlich, sagte der Vater einsilbig, werden die Alliierten bald den Rhein überschreiten. Länger sprach er über das Attentat, das gerade zwei Wochen vorher stattgefunden hatte. Es sei eine Gruppe mutiger Männer gewesen, die alles versucht hätten, aber an einem Zufall gescheitert seien. Die Fol-

gen seien für alle verheerend. Man bereite nicht nur die Hinrichtung der unmittelbar Beteiligten bis zu allen in die Verschwörung Eingeweihten vor, sondern verstehe es auch, die Mehrheit der Leute gegen die Attentäter einzunehmen. Es war das erste Mal, dass der Vater ihm erklärte, der Staat würde von Verbrechern geführt, und das Volk sei nicht viel besser. Das Gespräch ängstigte den Jungen. Noch schlimmer war es, als der Vater erzählte, dass die Polizei vor seinem Haus einen Mann vom Fahrrad geschossen hätte. Es sei der Freund gewesen, der einmal oder zweimal im Monat bei ihm übernachtet hätte, immer in Gefahr, entdeckt zu werden. Er sagte ihm auch, dass er mit niemandem über das reden dürfe, was er gerade gehört habe. Als er dem Vater erzählte, was der holländische Junge ihm über das KZ gesagt hatte, erwiderte der Vater nur knapp, dies alles sei wahr.

Am Nachmittag dann sah er den Primaner, der Agamemnon spielte, auf dem Streitwagen in den Hof der Schule einfahren. Hinter ihm auf dem Wagen Cassandra, vor ihm auf den Stufen zum Eingang des Haupthauses Klytämnestra. Alles, was er sich beim Lesen des Sagenbuches vorgestellt hatte, geschah jetzt. Als Cassandra in ihre Rede ausbrach, in der sie die uralte Mordvergangenheit der Atriden und die unmittelbare Mordzukunft Agamemnons und ihre eigene beschwor, mischte sich in die Faszination an der Geschichte Agamemnons und Klytämnestras eine Furcht. Denn er wusste nun, dass Mord an der Tagesordnung war, nicht bloß eine Tat in ferner Vergangenheit. Aber das Volk von Mykene verurteilte die Morde, auch wenn es nicht wagte, etwas gegen die Mörder zu unternehmen.

Am nächsten Morgen fuhr er mit dem Vater in einem der noch funktionierenden Schnellzüge in die Heimatstadt im Westen, wo in vielen Vierteln kein Stein mehr auf dem anderen stand und die Angriffe immer noch zunahmen.

DIE FLIEGENDE FESTUNG

Die Zeit veränderte den Sommer. Die Hitze der Sonne machte keinen großen Unterschied zu den Nächten, denn jetzt hörten die Brände an allen Enden der Stadt nicht mehr auf. Wer konnte, verließ das Zentrum oder zog am Abend um in den nächsten Bunker. Der Junge war in einen der nächtlichen Angriffe geraten, nach dessen Ende der Phosphor in die Keller floss. Zuerst Brand- und dann Sprengbombenabwürfe. Die englischen Bomber kamen in zwei Wellen. Die Gewalt der Sprengbomben hatte sich ebenso gesteigert wie vorher die der Brandbomben. Anstatt Sprengbomben waren es schließlich Luftminen, anstatt Brandbomben waren es schließlich Phosphorgranaten. Er hatte die letzte Nacht der aufeinanderfolgenden Bombardements bei der Mutter verbracht, im Zentrum der Stadt nahe des Doms. Hier betete keiner. Alles war sehr still bis auf die Explosionen draußen und das plötzliche Aufschreien der Frauen. Und gelegentlich hörte man ein leises Weinen. Einmal kam ein Mann mit dem Zeichen der Staatspartei am Ärmel die Kellertreppe herunter und suchte nach halbwüchsigen Jungen, die helfen sollten, die zu Stümpfen verbrannten Körper auf der Straße aufzustapeln. Der Elfjährige war genau das, wonach der Mann gesucht hatte. Aber vor ihm stand die Mutter. Sie war noch immer geschminkt und fiel noch immer auf, jetzt in einem Nerzmantel. Sie schrie den Mann mit der Armbinde an, und er verließ den Keller, nicht ohne anzukündigen, dass das Folgen haben werde.

Es war auch die Mutter gewesen, die die nächtlichen Grau-

samkeiten im Internat der Schulleitung zur Kenntnis gebracht hatte. Dass ältere Schüler jüngere quälen, gehörte zum Bestand feiner Erziehungstradition. Was sich aber im Winter 43/44 abgespielt hatte, war wohl etwas mehr als die übliche Brutalität. Er hatte das alles mitangesehen, ohne selbst gequält worden zu sein. Er hatte darüber geschwiegen, gemäß der Regel, dass man über derlei nichts sagt. Bis die Mutter während der Ferien es aus ihm herausfragte und bei der Rückkehr kurzentschlossen mit ihm in die Schule fuhr und einen Skandal auslöste. Von heute auf morgen wurden einige der Vierzehnjährigen, die für die Quälereien verantwortlichen Zimmerführer – Jungen zum Teil aus bekannten Familien – ihrer Schulämter enthoben und öffentlich zu Ehrenstrafen verurteilt. Der Sohn des bekannten Schriftstellers war auch dabei.

Der Junge hatte danach, aus Vorsicht gegenüber der Rache der Anführerclique, eine Reihe der Sextaner um sich gesammelt, und man war über den schlimmsten der Sadisten hergefallen. Irgendwie lag die Gewalttätigkeit in der Luft. Es war nicht nur die Internatstradition. Die Brutalität hatte etwas mit dem neuen Erziehungssystem zu tun, das sich auch in dem renommierten Internat bemerkbar machte. Nicht nur, dass man im Griechischen und im Geschichtsunterricht die spartanische Kriegergesellschaft ausführlich wie ein Vorbild behandelte. Es ging darüber hinaus. Einige der beteiligten Quäler waren Führer in der Staatsjugend und hatten ein Härteideal eingetrichtert bekommen, das mit der alten Humanität nichts mehr zu tun hatte.

Das wusste er nicht. Er wäre sonst nicht auf die Idee gekommen, mit der er seine ganze Klasse blamierte. Was sich genau abgespielt hatte, war folgendes. Im Herbst 43 – alles sprach von Italien und vom Verräter Badoglio –, als verschiedene Fähnlein des Jungvolks der Internatsschule und der umliegenden anderen Schulen sich auf dem Sportplatz in Uni-

form zur Inspektion versammeln mussten, zog er, da er keine richtige Uniform besaß, etwas an, das so ähnlich aussah: ein braunes Hemd, eine schwarze Hose, ein schwarzes Halstuch. Vor allem aber befestigte er am Ledergürtel ein echtes Fahrtmesser mit imponierendem Griff, das eigentlich nur die Jungschaftsführer tragen durften. Zum ersten Mal fand er das schneidig aussehend.

Seit dem Verrat des Generals Badoglio mussten sie jeden Mittwochmorgen antreten und Jungvolklieder singen. Badoglio, so einen Namen vergaß man nicht. Mit diesem Namen hatte sich etwas verändert. Die Fronten kamen näher. Aber das blieb bei ihm nur ein schwacher Eindruck. Viel wichtiger waren die Lieder. Diese Lieder gefielen ihm sehr gut, zwei von ihnen hatten es ihm besonders angetan. Wie kühn und mitreißend klangen sie, und wie schön waren ihre Worte: »Ein junges Volk steht auf zum Sturm bereit, reißt die Fahnen höher, Kameraden. Wir fühlen nahen unsere Zeit, die Zeit der jungen Soldaten.« So fing das eine an. Das andere: »Vorwärts, vorwärts, schmettern die hellen Fanfaren. Vorwärts, vorwärts, Jugend kennt keine Gefahren.« Es ging ihm durch Mark und Bein, ganz ähnlich wie bei dem wunderbaren Gedicht des großen Dichters, das sie im Unterricht auswendig gelernt hatten: »Feiger Gedanken / Bängliches Schwanken, / Weibisches Zagen, / Ängstliches Klagen / Wendet kein Elend, / Macht dich nicht frei. // Allen Gewalten / Zum Trutz sich erhalten, / Nimmer sich beugen, / Kräftig sich zeigen, / Rufet die Arme / Der Götter herbei!«

Die Ausstaffierung mit einer Privatuniform hatte aber einen noch anderen Grund gehabt. Das Jahr vor dem Eintritt in das feine Internat hatte er mit dem Vater in einem schönen Kurort in der Nähe gelebt, wo keine Bomben fielen und der Vater nach seiner langen Krankheit in Ruhe die Universitätsarbeit wieder vorbereiten konnte. Dort gab es eine Volksschule, in die er jeden Morgen ausgesprochen ungerne ging.

Der Grund war sehr einfach. Der Vater hatte verfügt, dass er mit einer Baskenmütze und Knickerbockern, die aus der Schweiz stammten, den Unterricht besuchen musste. Die ganze Klasse fand das zum Lachen, auch der humorvolle Hauptlehrer, der manchmal in einer braunen Uniform mit Armbinde kam. Die anderen Jungen hatten Winterskimützen an und schwarze lange Faltenhosen über genagelten Schuhen und aufgewickelte graue Socken. Sie nannten ihn »Franzos«. Nicht nur wegen der Baskenmütze. Auch weil er eine ganz eigene Aussprache hatte, die besonders lächerlich wirkte, wenn er auswendig gelernte Gedichte von Johann Peter Hebel auf-sagen musste. Der Lehrer ließ gerade ihn besonders oft solche Gedichte mit unaussprechlichen Wörtern in fremdem Tonfall aufsagen, sodass die ganze Klasse sich ausschüttete vor Lachen. Obwohl er den Vater immer wieder bat, doch auch eine Skimütze und genagelte Schuhe anziehen zu dürfen, blieb dieser eisern. Der Vater kaufte ihm auch keine Pimpfenuniform und hatte dafür gesorgt, dass er nach seinem zehnten Geburtstag gar nicht erst fürs Jungvolk registriert wurde, da man ja nur wenige Monate an diesem Ort bliebe, bevor der Sohn dann in die Sexta eines feinen Internats überwechseln würde, wo, das hatte der Vater in Erfahrung gebracht, die Ideen des neuen Staates nicht besonders ernsthaft befolgt wurden.

Das war also die Vorgeschichte zu seinem Einfall, sich eine eigene Uniform anzupassen. Er stand in der zweiten Reihe seiner angetretenen Klasse, die ein kleineres Karree bildete innerhalb der weiteren Karrees von Jungvolkjugenden der anderen Schulen. Vor der ersten Reihe schritten Führer vorbei, die für die höhere Altersgruppe ab vierzehn Jahren zuständig waren, den Blick musternd auf die Zehn- bis Dreizehnjährigen gerichtet. Er fühlte sich ganz sicher und fest auf seinem Platz. Er wollte sogar, dass der Führer in seinem leuchtenden braunen Hemd, der leuchtenden rotweißen Armbinde und der

leuchtenden weißgrünen Schulterkordel auf ihn blicke. Als dies tatsächlich geschah, hatte es eine turbulente Wirkung: Er wurde vor die erste Reihe kommandiert, und der junge Führer schrie einige scharfgeschnittene Worte, in abgehackten Abständen, die seiner Aufmachung galten. Das Schlimmste daran war das Fahrtenmesser. Es war sozusagen eine Fälschung. Er sei eine Schande für die ganze Klasse.

Merkwürdigerweise fühlte er sich wegen dieser Zurechtweisung vor dem ganzen Fähnlein nicht so beschämt wie ein Jahr zuvor mit der Baskenmütze und den Knickerbockern. In ihm war eine Welle des Trotzes hochgestiegen. Der Tonfall des älteren Jungen mit der grünweißen Kordel hatte etwas Abstoßendes für ihn. Er hatte diesen Tonfall bisher noch nie gehört. Er wusste nicht, wie er ihn beschreiben sollte. Etwas namenlos Unschönes, auch Gefährliches. Jedenfalls war es so fern von dem, was ihn dazu gebracht hatte, sich eine eigene Uniform zu erfinden, dass ihn die Aberkennung nicht innerlich traf. Offenbar gehörte die richtige Uniform zu einer anderen Welt als der, die er kannte und in der er sich wohlfühlte. An das ihm nicht zustehende Fahrtenmesser sollte er bald noch einmal erinnert werden. Eines Tages nämlich hatte ihn ein älterer Schüler, der schon Führer im Jungvolk war, gefragt, ob er eigentlich wisse, was ein wirklicher Junge zu leisten und auszuhalten hätte. Ohne seine Antwort abzuwarten, fuhr der Jungvolkführer fort: Ein wirklicher Junge, ein Junge, der mutig sein wolle, der dürfe keine Miene verziehen, wenn ihm ein Fahrtenmesser durch die flache Hand gestoßen würde. Das sei die Mutprobe, die man bestehen müsse. Was war das für eine furchtbare Art zu reden? Tagelang musste er darüber nachdenken, bis er sicher war, dass er damit nichts zu tun haben wollte. Hinter der ganzen Geschichte mit seiner falschen Uniform und dem Fahrtenmesser steckte etwas, das er sich nicht vorgestellt hatte, als er die schönen Lieder hörte von der Fahne, die voranflattert, und der Fanfare, die »Vor-

wärts!« schmettert, und der Jugend, die keine Gefahren kennt. Er war ja selbst nie richtig in Schritt und Tritt dabei gewesen und hatte die mitreißenden Lieder nur singen gehört. Ihm wurde plötzlich verständlich, warum sein Vater ihm nie eine Uniform gekauft hatte, selbst dann nicht, als er ins Internat eingetreten war. Der holländische Klassenkamerad, der ihm zur Zeit des Zwischenfalls mit der Phantasieuniform das Wort »KZ« erklärt hatte, hatte ihm nach dem Zwischenfall noch mehr über die SS erzählt, wie gefährlich sie sei.

Die Annahme des Vaters, dass es sich um eine Schule handle, deren Unterricht noch ganz auf der alten Lateintradition beruhe, war wohl nicht falsch gewesen. Die lateinischen Vokabeln erforderten die meiste Konzentration. Und mit der lateinischen Sprache kam auch die römische Geschichte, die man sich in großen Bildern vorstellte.

Obwohl er auf unklare Weise das Fahrtenmesser nicht mehr für das Zackige hielt, waren ihm andere Wörter mit Mutgehalt doch im Bewusstsein geblieben. Die Deutschlehrerin hatte ihnen aufgetragen, das Gedicht des bekanntesten deutschen Dichters in einer schönen Schrift aufzuschreiben, nämlich *Feige Gedanken*. Die Lehrerin hatte eigentlich nichts dazu gesagt. Das Gedicht hatte auf ihn ohne irgendeine Erklärung gewirkt. Das war etwas Übermächtiges gewesen, etwas Unerreichbares strahlte von ihm aus, das er dennoch erreichen wollte. Es ging um Mut, und mutig zu sein, blieb ja noch immer die wichtigste Eigenschaft. Dass der Direktor, ein bekannter Altphilologe, dieses Gedicht der ganzen Oberstufe vortrug, als im Sommer die Normandiefrent in sich zusammenfiel, das erfuhren die jungen Sextaner erst später. Es war wohl so, dass der Junge anfällig für schöne Wörter war und dabei nicht merkte, dass man sie zu diesem Zeitpunkt auch anders verstehen konnte, als er sie verstand. Das Gedicht hatte er sich ausgeschnitten und eingesteckt, als der Vater ihn abgeholt hatte und nach der Aufführung des Aga-

memnon mit ihm in die Bombennächte der Heimatstadt zurückgefahren war. Das alles war gerade erst wenige Monate her.

Als die Bombennacht zu Ende gegangen war, wollte er auf die Straße. Und zwar in das Viertel, wo der Vater wohnte, um herauszufinden, wie dieser den Angriff überstanden hatte. Es roch nach verbranntem Papier und säuerlich nach Asche. Auf der Straße lagen zu Holzscheitkürze verbrannte Menschen, in den Bäumen hingen zerfetzte Körperteile, die der Druck dort hinauf geschleudert hatte. Es war nicht wie bei den funkelnenden Granatsplintern, es war das Gegenteil davon, aber es hatte ebenso den Charakter von etwas ungeheurem Neuen, das mit einem Schlag alles verwandelte. Von der Gefahr und dem möglichen Ende des Lebens ging etwas ihn tief Aufwühlendes aus. Er empfand es aber nicht mehr einfach als Abenteuer, sondern als etwas Neues in der Zeit, in der er lebte. Und das war wohl keine gewöhnliche Zeit. Als er in die Straße der väterlichen Wohnung einbog – das gleiche Gewirr von Bombenkratern, zerfetzten Telefonleitungen, kaputten Straßenlampen und in sich zusammengestürzten Häusern –, sah er, dass das moderne Haus noch stand. Auch der Fahrstuhl funktionierte. Und als der Vater vor ihm stand, fühlte er die Sicherheit wieder zurückkommen.

Sein Vater war anders als die Väter seiner Kameraden in der Schule. Als dieser damals nach langer Trennung beim irischen Großvater erschienen war, um den Jungen mitzunehmen, da hatte er ja so fremdartig gewirkt. Alles an ihm war anders als bei den Männern, die er täglich sah und hörte, ohne dass er hätte sagen können, was genau es war. Natürlich die Kleidung, die sportliche Mütze, die schönen Hemden, die braune Jacke aus feinem Leder mit Reißverschluss. Auch die braunen Lederschuhe, der hellgelbliche Regenmantel über der Schulter. Der Vater war im ersten Jahr des Krieges krank geworden. Aus dem Militärdienst entlassen, hatte er fast zwei-

einhalb Jahre in einer Klinik in der Schweiz verbracht, zusammen mit Patienten aus verschiedenen Ländern, auch aus England und Amerika. Von ihnen und aus den ausländischen Zeitungen erfuhr der Vater noch mehr, als er ohnehin schon wusste, man konnte ihm nichts mehr vormachen. Das Eigenwillige an seinem Vater war nicht nur die Kleidung, sondern sein ganzes Benehmen. Der Vater wirkte ruhiger als die anderen. Er wusste immer, was er wollte. Jetzt arbeitete er wieder an der Universität, die nicht weit entfernt von dem Haus seiner Wohnung lag. Dieses Haus hatte nur einige Brandbomben abbekommen, die auf die Dachterrasse der obersten Wohnung gefallen waren, in der der Vater wohnte. Der Brand konnte aber schnell mit Sand aus den bereitstehenden Sandsäcken gelöscht werden.

Erleichtert, den Sohn in guter Stimmung und unverletzt wiederzusehen, erzählte ihm der Vater von seiner Arbeit: Der Krieg sei bald zu Ende, sagte er, und jetzt muss die Zeit danach vorbereitet werden. Es ging um Nationalökonomie, was in den Ohren des Jungen sehr international klang. In einer Denkschrift für die Alliierten wollte er vor der Auflösung der lebenswichtigen Industriezentren warnen. Irgendwie sprach der Vater so, als ob der Nachkrieg schon begonnen hätte. Jedenfalls schien es ihn zu drängen, denn er sprach nur noch von der Zeit danach. Immer wieder war davon die Rede. Auch dass man die Verbrecher alle hängen würde, nicht nur die Regierungsmitglieder, viele andere auch. Es würde eine neue Zeit anbrechen, und deshalb wäre das Wichtigste, nicht in letzter Minute noch verletzt zu werden oder zu sterben. Die Front im Westen bröckele endgültig, die Alliierten würden Ende des Jahres vor der Stadt stehen, die aus diesem Grund jetzt täglich bombardiert würde. Deshalb hatte der Vater seine Eltern gebeten, endgültig in ihrem kleinen Haus auf dem Lande zu bleiben und nicht mehr in die Stadt zurückzukommen. Und dorthin sollte der Junge jetzt auch gehen.

Aber bevor der Vater ihn zu den Großeltern brachte, blieb er noch einige Tage bei der Mutter, die nach dem letzten Phosphorangriff die Nächte in einer Villa außerhalb der Stadt verbrachte, deren Besitzer wohl Anhänger des Regimes waren. Manchmal aßen sie mit dieser Familie zu Abend. Der Mann und die Frau waren immer ernst. Sie lächelten nie. Wenn die Mutter einen Witz über das tägliche Leben machte, schauten sie entrüstet oder so, als ob sie es nicht verstünden. Der Mann und die Frau sagten, sie seien deutschgläubig. Deshalb beteten sie auch anders. Sie reagierten auf der Mutter Bombenberichte mit einer Redeweise und einem Mienenspiel, als hätte sie etwas Unpassendes gesagt. Sie hatten vier blonde Töchter, alle mit dem gleichen Mittelscheitel und den gleichen Zöpfen. Irgendwie verstanden sie es zum Ausdruck zu bringen, dass es unpassend sei, dass der Junge keine Geschwister hatte und als Einzelgänger aufwuchs, was man an seinem Verhalten jetzt schon erkennen könne. Sie vermieteten ein Zimmer an Ausgebombte, weil sie für andere einstanden. Es waren Idealisten, die das Gute wollten. Das Internationale sei das Böse, wogegen man kämpfen müsse.

Er war froh, als er die Großeltern besuchen konnte, mitten zwischen Bächen, Dörfern und Wäldern, fünfzig Kilometer entfernt vom großen Strom. Er würde die Stadt im Kriege nicht mehr wiedersehen und auch keine Menschen mehr, die das Gute wollten. Der Großvater väterlicherseits war ein hochgewachsener Mann mit altmodisch geschnittenem grauen Kinnbart, der sich an allem Schönen erfreute. Besonders an der schönen Dichtung, die er zuhauf auswendig wusste und temperamentvoll memorierte. Besonders großartig den Mephisto aus Goethes *Faust*. Am meisten beeindruckt war der Junge, wenn der Großvater lateinische Sätze aufsagte. In ihrer Knappheit erkannte er eine Moral, nach der er sich sehnte, weil sie ihm als etwas Vornehmes erschien. Zwischen Lateinunterricht beim Großvater, Milchholen beim nächsten Bau-

ern und langen Streifzügen durch die Wälder vergingen die ersten beiden Herbstmonate 1944. Dass die Zeit nicht stillstand, es noch immer die Welt der Bombenangriffe gab, war dann zu merken, wenn am Himmel die dröhnenden Formationen der amerikanischen Bomber mit langen Silberstreifen hinter sich in östliche Richtung flogen und wenn auf einmal in den umliegenden Äckern große Gräben ausgehoben wurden. Man nannte sie Panzersperren. Der Krieg im Westen näherte sich noch nicht den Grenzen, aber man bereitete sich darauf vor.

Bei seinen Wochenendbesuchen stellte der Vater abends den BBC-Sender an, was für sich selbst schon spannend genug war, weil man es draußen nicht hören durfte. Auf einem der Nachbarfelder drehte ein französischer Kriegsgefangener mit Pferd und Pflug seine Runden und erklärte dem Jungen, wenn er neben ihm einherging, warum der Krieg bald zu Ende sei. Die BBC-Nachrichten waren vor allem durch die mit Paukenschlägen verbundene Ankündigung »Hier ist London« aufregend, und auch der Tonfall des Sprechers hatte etwas an sich, was er im Rundfunk bisher nicht gehört hatte. Man erfuhr durch sie im Detail, wie die Front im Westen verlief und dass kein Zweifel daran bestehen konnte, dass sie in absehbarer Zeit sich nähern würde. Es war diese abendliche Stimme, die er zusammen mit Vater und Großvater hörte und die in ihm eine Zeit nach dieser Zeit noch mehr zum Bewusstsein brachte.

Die Gespräche mit dem französischen Kriegsgefangenen waren etwas Besonderes. Er sprach in einer seltsamen Art, Bruchstück für Bruchstück die Wörter mit einem heftigen Akzent aus sich herausholend, als ob er nur mit sich selbst redete. In der Wohnung des Vaters in der Stadt hatte der Junge ein Buch gefunden, das von Frankreich handelte, seinen uralten Gebräuchen, dem Leben auf dem Lande, wo es keine Fabriken, keine neuen Häuser gab, nicht einmal in den Städten.

Die Leute waren so wie ihr altes Land, ohne neue Technik, aber stolz auf ihre Sitten, ihre Künstler, ihre Literatur und die besondere Art, wie sie aßen und tranken. Rotwein, Weißbrot, Geflügel war das Selbstverständliche, üppige Fleischgerichte und feine Soßen kamen dazu. Wie Gott in Frankreich, so der Titel, allerdings mit einem Fragezeichen versehen, denn der Verfasser des Buches kritisierte das schöne Leben, das er schilderte. Warum, verstand der Junge eigentlich nicht. Er wollte nur noch mehr vom schönen Leben lesen. Das war es, was ihm neben dem französischen Kriegsgefangenen einfiel, und auch, dass der Großvater mit dem feinen Bart ihm von Frankreich erzählt hatte, wo er in seiner Jugend vor dem ersten Krieg für einige Jahre gelebt hatte. Als er so neben dem Kriegsgefangenen herging, kam ihm die Ruhe, die von diesem ausging, ganz selbstverständlich vor.

Der Ort, in dem die Großeltern jetzt lebten, hieß Glatten-eichen. Als die Front noch näher kam, hatte der Vater dafür gesorgt, dass er und die Großeltern dort bei einem Bauern Zuflucht fanden. Es war ein Weiler noch weiter im Inneren des Westerwalds, und er bestand aus nur vier Häusern und war so aus der Welt, dass seine Bewohner, Kleinbauern mit zwei, drei Kühen und zuweilen einem Pferd, einem Handwerk nebenbei, den Namen des nächsten Ortes jenseits des Waldes aussprachen, als ob es sich um einen anderen Stern handele. Hier war alles viel tiefer, schwerer als zwischen den Hügeln und Bächen, woher man kam. Auch die Sprache war schwerer, rauher, wenn auch noch eine westdeutsch klingende, rheinische Mundart. Man hatte nicht die fixe Zunge der Kölner jenseits des Flusses und war sich dessen wohl auch bewusst und stolz darauf. Er, die Großeltern und ab und an der Vater und die Mutter und der alte irische Großvater und die gute andere Großmutter – sie alle hatten in einem dieser Bauernhäuser in drei Zimmern schließlich Unterkunft gefunden, inmitten einer vielköpfigen Familie. Abends beim ge-

meinsamen Essen an einem Holztisch, der so lang war wie ein Schiff, kamen weitere Unbekannte hinzu. Knechte, Handwerker, Handwerksburschen, die zusammen dort saßen, aßen und schwiegen. Nur die älteren Männer schwangen, wenn auch mit langsamer Zunge, das große Wort.

Ihm kam das so vor, als läse er in einem seiner spannenden Abenteuerbücher oder in den Heldensagen. Die Männer sprachen darüber, was bald noch alles passieren werde. Sie schienen genau Bescheid zu wissen. Allerdings waren sie nicht immer derselben Ansicht. Ganz im Gegenteil! Aber dass etwas Ungeheures geschehen würde, das war allen klar, und der Gedanke des Ungeheuren drang ein in diese abgeschlossene stille Welt.

Es war inzwischen Winter, ein sehr kalter Winter. Januar 1945. Der tiefe Schnee, der das Dorf nun noch mehr von der Welt abtrennte, verstärkte die Erwartung auf irgendetwas Ungeheures, das sich ereignen würde. Nicht unbedingt hier, inmitten der kleinen Gemeinde, aber so nahe, dass man es mit einer Spur von Erregung mitbekam: Die dröhnenden Verbände der Bomberkolonnen, die mit langen Kondensstreifen hinter sich in großer Höhe täglich nach Osten flogen, ohne dass sie von Abwehrjägern gehindert würden. Diese amerikanischen Flugzeuge wurden wegen ihrer vier Motoren und der schweren Bewaffnung »fliegende Festungen« genannt. Sie waren Boten einer neuen blitzenden, überwältigenden Technik, von der die Männer, die abends am Tisch das große Wort führten, auch sprachen, ohne große Kenntnis davon zu haben. Er saß im Winkel am Ende des Tisches im Halbdunkel und hörte gespannt den erregten Reden der älteren Männer zu. Er konnte ihnen so lange, wie er wollte, zuhören, weil er keine Zeit mehr an Schulaufgaben verlor, der Unterricht war eingestellt worden. Die Welterklärungen der Männer wurden für ihn noch spannender, wenn nachts der irische Großvater die Großmutter weckte und ihr auseinandersetzte, warum das

ganze Gerede Unsinn sei und er der Widerwilligen, aber nicht Widersprechenden seine eigene endgültige Sicht darlegte. Seine Ansicht war, dass die Abwehr im Osten verstärkt würde, man dagegen die Westfront aufgeben und mit den Alliierten zusammen gegen die Russen vorgehen. Der Junge konnte alles hören, weil er in der Nebenkammer unter dem Dach schlief, wo die Eiseskälte ihn häufig aus dem Schlaf holte. Er fand die Version des irischen Großvaters nicht überzeugend, aber er fühlte sich wohl mit ihr, weil sie etwas Überraschendes hatte. Alles war plötzlich anders geworden, alles war zu erwarten, woran man noch vor kurzem nicht einmal gedacht hatte. Eine riesige unbekannte neue Welt bewegte sich wie eine Schneewand auf das Dorf und seine Bewohner zu, dachte er, wenn er wach in seiner kalten Kammer lag. Das Weihnachtsfest, der schöne Baum in der Stube, die kleinen Geschenke, all das, was früher so aufregend gewesen war, war plötzlich nicht mehr so wichtig wie das, was ihm an neuer Erwartung durch den Kopf ging. Auch die Eltern und beide Großeltern waren nicht mehr so wichtig. Er hing seinen Vorstellungen nach, und die trennten ihn vom Alltag, auch wenn er daran teilnahm.

Er hatte sich aus der Leihbibliothek unten in der Stadt ein Abenteuerbuch ausgeliehen, dessen Szenen so furchtbar waren, dass sie sich in seine eigenen Beobachtungen und Gedanken mischten. Das Buch hieß *Onnen Visser. Der Schmugglersohn von Norderney* und handelte von den Erlebnissen eines in die französische Armee gepressten sechzehnjährigen Junge im napoleonischen Feldzug gegen Russland. Es waren nicht nur die extrem blutigen Schilderungen von den Kämpfen bei der Eroberung von Smolensk und den Plünderungen in Moskau, es war vor allem die ausführliche Darstellung entsetzlicher Grausamkeiten, die ihn fesselte. Die Art und Weise, wie der Held und sein Freund, ein russischer Zigeuner, an dem bösen französischen Oberst unbarmherzig Rache nahmen

oder wie sie nur um ein Haar auf ihrem Wagen dem gefräßigen Wolfsrudel entkamen, immer erschien alles Gefährliche auch in ein riesiges, böses Chaos getaucht, das die ganze Welt wie eine Flamme umfasste. Er konnte gar nicht anders denken als: wie heute! Die eigenen Soldaten waren ja wie damals die französischen aus Russland zurückgedrängt worden, fast alle tot oder gefangen oder auf der Flucht.

Natürlich hatten die Franzosen von vor hundertfünfzig Jahren und die Erlebnisse des jungen Fischersohns von der Nordseeküste eigentlich nichts zu tun mit seinen eigenen Tagen in dem kleinen Dorf im Westerwald. Aber trotzdem: Er vergaß den historischen Abstand beim Lesen, und die Erinnerung an die Brände und die Leichen in der Heimatstadt und die Erwartung der bevorstehenden Kämpfe verstärkten den Eindruck, dass abermals die Welt in ein Chaos versunken war. Was morgen kommen würde, wusste keiner. Nicht einmal die immer Bescheid wissenden Männer beim Abendessen.

Er und einige Dorfjungen hörten eines Tages ein dumpfes Geräusch: In der Nähe war etwas passiert. Sie hatten den Aufprall gehört, ein Knirschen, wie wenn Metall auf Schnee stößt. Das war alles. Er und die anderen arbeiteten sich durch den gefrorenen Schnee vorwärts in die Richtung des Aufpralls. Im Hohlweg, wohl noch zweihundert Meter entfernt, erblickte er die Umrisse von etwas, das sich beim Näherkommen als menschliche Gestalt herausstellte. Es war ein Toter, der mit ausgebreiteten Armen dalag. Er hatte noch nie einen Toten in dieser scheinbar unverletzten Form gesehen. Als er vor ihm stand, sah er, dass es ein Negersoldat mit einer Pilotenhaube war. Das Gesicht hatte einen vollkommen friedlichen Ausdruck, aber die Augen waren weit geöffnet, was einen besonderen Effekt im dunklen Gesicht machte. Aber aus der an einer Seite zerrissenen Uniform quollen Teile der Eingeweide, und der Schnee war im Umkreis dunkelrot von Blut. Er hatte noch nie einen Neger gesehen. Irgendwie war

die Tatsache, plötzlich einen Soldaten von schwarzer Hautfarbe zu erblicken, wichtiger, als dass er tot war. Er hatte des öfteren mitgekriegt, wie fremde Erwachsene empört davon sprachen, es sei eine Schande, dass die Amerikaner schwarze Truppen einsetzten, das zeige, was von ihrer Moral zu halten sei. Aber er selbst dachte, wenn er das Wort Neger hörte, an etwas ganz anderes, nämlich an eine Jugendausgabe von *Onkel Toms Hütte*: Tom, der Neger und Märtyrer. Das hatte sich so eingepägt, dass er nichts gab auf die Redereien über die Negersoldaten. Es war aber nicht nur der Pilot, der da vor ihm lag. Das Wort »Amerikaner« war nun etwas ganz Konkretes geworden. Die Uniform des Toten, ein olivfarbener Trenchcoat, war allein schon der Ausdruck des exotisch Fremden.

Ohne genau zu wissen, was in weiterer Entfernung vor ihnen lag, waren die Jungen sich doch ziemlich sicher, was sie in wenigen Minuten finden würden. Vor ihnen lag eine abgestürzte fliegende Festung. Sie war nicht explodiert, sie war in zwei Teile zerbrochen. In der Kanzel, wo das Plexiglas zertrümmert war, fanden sie die nächsten Toten, weitere Tote im Teil des vorderen Rumpfes. Die Jungen dachten sich nichts dabei, sich zwischen den toten Piloten auf die technischen Details zu konzentrieren. Sie hatten noch nie ein Flugzeug aus der Nähe, geschweige von innen gesehen. Und nun war es eines von jenen gewaltigen Viermotorigen, die sie in silberner Entfernung in der Höhe über sich erblickt hatten, das nun vor ihnen lag. Sie untersuchten aufmerksam die verschiedenen Uhren, das System der Steuerknüppel, wobei man einen der Toten fast berühren musste. Ob sie sich beim Aufprall das Genick gebrochen hatten, oder ob sie schon vorher tot gewesen waren? Was die Jungen fanden, war die Einschussstelle, wo der Bomber von Abwehrartillerie getroffen worden war und wo es offenbar auch gebrannt hatte. Am meisten fesselten sie aber die eingebauten Maschinengewehre und die riesi-

gen Patronengurte. Es war vergleichbar mit der Entdeckung der Granatsplitter vor vier Jahren, wenngleich nun nichts Phantastisches mehr an den schimmernden Patronen war. Sie waren das, was sie waren: Waffen, um zu töten.

Überhaupt hatte die Entdeckung der abgestürzten feindlichen Maschine mitsamt ihrer toten Besatzung nichts mehr im Sinne eines Abenteuers. Sie nahmen es wahr als Annäherung an eine Gefahr und behandelten ihre Beute möglichst fachgerecht. Es war klar, dass man, soweit das ging, die Maschinengewehre und die Munition abschleppte; zu einer Verwendung, die offenblieb. Und dann waren da die riesigen Reifen, von deren Gummi man soviel wie möglich abschnitt als zukünftigen Beschlag für Schuhe. Zu dieser Beschäftigung mit dem Wunderwerk vom Himmel gehörte auch, dass er den wollenen Schal, der einem der Besatzungsmitglieder vom Hals gerutscht war, mit einem Stock aufspießte, obwohl er blutbefleckte Eisklumpchen zeigte. Er wollte ihn einer der Großmütter zum Reinigen geben, damit sie dann die Wolle auflösen und einen neuen Schal für ihn stricken könnte. Später entschied er sich anders. Er ließ den Schal nur waschen und trug ihn, wie der amerikanische Pilot ihn getragen hatte. Die Lederhaube oder die braune Lederjacke wurden den Soldaten nicht ausgezogen, obwohl man das am liebsten getan hätte. Für den frostklirrenden Monat wäre das gerade das Richtige gewesen. Und außerdem sahen sie gut aus.

Als die Jungen am Abend ihrer Entdeckung noch einmal hintereinander hinausstapften, war das Terrain des Absturzes von Militärpolizei abgeriegelt. Vor diesem Riegel standen Menschen zuhauf, die aus den umliegenden Dörfern gekommen waren. Zu spät, um das Innere der Maschine zu sehen, wie die Jungen mit Genugtuung feststellten. Sie wussten mehr. Sie wussten nun genau, wie viele Besatzungsmitglieder und wie viele Maschinengewehre eine fliegende Festung hatte. Sie wussten auch, wo sich die Auslösungstechnik für

die Bomben befand. Vor allem aber hatten sie den toten Amerikanern ins Gesicht gesehen, den Feiglingen. Die Feigheit der Amerikaner erkenne man schon daran, dass sie immer nur in den Infanteriekampf einträten, nachdem sie einen Angriff mit schwerer Artillerie und Flugzeugen vorbereitet hatten. Der einzelne amerikanische Soldat sei mit dem Deutschen an Mut und Kampfkraft nicht vergleichbar. Sie hätten es nur geschafft, soweit zu kommen, weil es den Deutschen an allem, vor allem an Flugzeugen, fehlte. Es war seit langem schon das Gefühl da, den eigenen Truppen fehle alles, was die anderen im Überfluss besaßen. Ein ungleicher Kampf. Sie kämpften gegen die ganze Welt. Es ging nur deshalb so lange, weil die Fähigkeiten der eigenen Soldaten sich ins Unermessliche gesteigert hätten. Sie waren Helden wie in den Helden-sagen, die er vor Jahren gelesen hatte. Auch dort kämpften einzelne gegen eine Übermacht. Siegen konnten sie nicht. Aber das war nicht das Entscheidende, jedenfalls nicht in den Sagenbüchern. Es war bekannt geworden – die alten Männer sprachen davon –, dass ein letzter Versuch, die amerikanischen Truppen nach Belgien zurückzudrängen, nicht geglückt war. Wegen des Zuwenigs an eigenen Flugzeugen, wegen des Zuviels der anderen. Auch weil nicht mehr genug Benzin zur Verfügung stand. Und hier hatte man also Angehörige der feindlichen Überlegenheit als Tote. Sie waren gestorben in ihrer fliegenden Festung. Aber da es nicht bloß die ersten Amerikaner, nicht bloß die ersten Toten, sondern die ersten toten Soldaten waren, waren die Jungen sich nicht mehr so sicher über die Feigheit der Amerikaner. Sie sahen selbst im Tode so entschlossen aus, so kriegerisch in ihren Kampf-garnituren. Jedenfalls waren sich die Jungen darüber einig, dass eine fliegende Festung nicht nur gefährlich für die Zivilbevölkerung sei, sondern auch für die, die in ihr flogen.

Er erinnerte sich an den etwas älteren amerikanischen Jun-

gen, der zu Anfang des Krieges die Nachbarn des irischen Großvaters besucht hatte. Tom. Der konnte sich gut verständigen und hatte ihm viel von Amerika erzählt, vor allem auf seine Bitte hin von den Indianern, die ihm eigentlich nur vom letzten Karneval vor dem Krieg her bekannt waren. Die als Indianer Maskierten hatten damals seine Bewunderung, denn sie sahen mitten im Straßenverkehr großartig aus mit ihren Federhauben und Mokassins, unvergleichbar schöner als alle anderen Masken. Die Mutter hatte ihm trotz inständiger Bitte, auch ein Indianerkostüm zu bekommen, einen Holländeranzug gekauft, in dem er sich vor seinen Indianerfreunden schämte: blaue Hosen, gelbe Weste, goldene Knöpfe. Deshalb hatte er sich viele große Federn besorgt, die er in die Außenfalte der Holländermütze steckte. Außerdem hatte er die lächerlichen goldenen Glöckchen an seiner weißen Hose abgerissen und anstatt der Holländerpantinen sich auch Mokassins beschafft. Am Abend, als er in dieser Aufmachung sehr verschmutzt nach Hause zurückkehrte, war es zu einer Riesenbestrafung durch die Mutter gekommen. Von diesen Karnevalindianern, so hatte er von Tom erfahren, waren die richtigen Indianer doch ziemlich verschieden, obwohl einige Stämme sich auch prächtige Federn ins Haar steckten. Aber nicht diejenigen, mit denen die Amerikaner zuerst aneinandergeraten waren. Jetzt gäbe es nur noch wenige, friedliche Stämme in ihnen zugewiesenen Wohngebieten. Es liefen auch keine Mörder in der freien Prärie herum, wie er in einer unglaublich spannenden Jugenderzählung über einen amerikanischen Internatsjungen gelesen hatte, dessen Freund auf freiem Feld erstochen und beraubt aufgefunden wurde, so dass dieser Junge mit anderen Schülern auf die Suche nach dem Mörder ging und ihn auch entdeckte. Tom konnte mit seinem schleppenden Tonfall nicht nur gut erzählen, er hatte auch, anders als die Jungen auf der Straße, eine Art und Weise zu lachen oder zu gehen, die er sofort mochte.

Mit dem Absturz hatte sich die Zeit verändert. Von nun an sprachen die älteren Männer abends am Tisch darüber, wie man sich gegen die bald wohl heranrückende Front in Sicherheit bringen könne. Die Fachwerkhäuser boten keinen Schutz, und die Keller waren nicht groß und nicht stabil genug. Aber es gab in der Nähe einen alten Stollen aus der Zeit des Bergbaus, dessen Gänge mit Baumstämmen abgestützt und gesichert worden waren. Es sei die Zeit gekommen, dass die Frauen mit den Kindern dort am Tage Schutz suchten, sagten die Männer. Die Eisenbahnbrücke über den Rhein, einige Dutzend Kilometer entfernt, war unversehrt in die Hände der Amerikaner gefallen. Englische Jagdbomberketten, genannt Jabos, standen seit kurzem ständig in der Luft, und das nächste Dorf war bombardiert worden, weil dort Einheiten der eigenen Truppen ein Widerstandsnest aufbauten.

Er rechnete sich nicht zu den Frauen und Kindern. Ihm fiel die Aufgabe zu, manchmal die Kühe zu melken und die Milch in einem großen Eimer und andere Nahrungsmittel, die er im Rucksack trug, in den Stollen zu bringen, der etwa eine Viertelstunde entfernt lag. Dazu musste er eine größere Wiesenfläche überqueren, die sich dem Beschuss der feindlichen Jagdbomber öffnete, die eine nahe, strategisch wichtige Landstraße kontrollierten. Der ganze Transport nach Osten ging hier vorbei, militärischer und ziviler, völlig durcheinander. Die Jagdbomber machten sowieso keinen Unterschied und schossen auf alles, was sich bewegte, auf der Straße und den Feldern ringsum. Er hatte bald heraus, wie viel Zeit sie brauchten, um aus ihrem Sturzflug wieder an Höhe zu gewinnen. Dann stürzte er mit der Milchkanne los bis zur Mitte der schneestarrten Wiese, hockte sich auf den Boden und hielt einen kleinen Tannenbaum über sich, den er als Tarnung für sich entdeckt hatte. Manchmal blieb der abermalige Herabsturz des Jägers aus, und er stand auf und konnte sogar in Ruhe den Waldrand erreichen, ohne dass Milch vergossen

wurde. Manchmal aber kurvte der feindliche Jäger in Bögen über ihm und kam ihm so nahe, dass er glaubte, durch das Geäst des Tannenbaums das Gesicht des Piloten zu erkennen. Er betete dann »Heilige Maria«. Die Maschinengewehrsalven, die nicht ihm galten, sondern irgendwem auf der Landstraße, waren so laut, als wenn sie neben ihm einschlugen.

Dieser kleine Krieg, der ihn fast jeden Tag in Spannung und Schrecken versetzte, hatte im Ganzen doch auch eine angenehm belebende Wirkung auf ihn. Er fühlte sich als Teil bedeutender Ereignisse. Für seine Botengänge hatte er sich ausgestattet. Er trug einen Stahlhelm und hatte Stiefel an, die ihm, der schon ziemlich groß gewachsen war, passten. Das erfüllte ihn aus einem besonderen Grund mit Genugtuung. Er erinnerte sich an die Jungen seiner Volksschule mit ihren Skimützen, wie Gebirgsjäger sie trugen, und ihren langen schwarzen Hosen mit der steilen Bügelfalte, die vorne so umgestülpt war, dass darunter die aufgerollten Strümpfe wie die Fortsetzung der schweren genagelten Schuhe wirkten. Die Art von Kluft, die der Vater verhindert hatte. Stattdessen die Basenmütze und auch alles andere schrecklich zivile. Die Knickerbocker, die ihm der Vater aus der Schweiz mitgebracht hatte, waren das Allerschlimmste gewesen. Nun, in Stahlhelm und Stiefeln, sah die Sache ganz anders aus. Besser noch als Skimütze und Nagelschuhe. Auch sein Milchtransport war etwas Höheres.

Inzwischen war das Dorf Glatteneichen aus seiner Stille hinter den Wäldern herausgerissen worden. Es war ein Infanterieleutnant, der glaubte, hier den besten Platz gefunden zu haben, um sich und seine zehn Mann, größtenteils Oberschlesier, mit schwerem Maschinengewehr in Stellung zu bringen. Der Leutnant sah genauso aus wie der Leutnant auf einem Propagandaplakat, das er vor Monaten gesehen hatte mit der Aufschrift »Die Heimat hilft der Front«. Ein helmloser junger Offizier, die blutige Stirn mit Verband umwickelt, hält

beide Hände einer jungen Frau entgegen, die ihm Waffen – Gewehre oder Patronengurte – mit hingabevollem Gesicht entgegenstreckte. So sah auch dieser Leutnant aus, von dem eine kalte Entschlossenheit ausging. Er trug das schwarzsilberne Eiserne Kreuz auf der Brust und war offensichtlich bereit, die Sicherheit des kleinen Weilers samt seiner Bewohner zu riskieren, um den zu erwartenden Amerikanern, Infanterie oder Panzer, ein letztes Gefecht zu liefern.

Das war der richtige Mann für ihn. Irgendwie graute ihm vor der metallischen Atmosphäre des Leutnants und seiner Leute, andererseits zog sie ihn an. Die Stahlhelme, die Gewehre, die Lederkoppel, die Stiefel, die unfreundlichen Gesichter. Alles war plötzlich von einer schneidenden Härte. Vor allem aber war es die finstere Art des Leutnants, der genau wusste, dass er hier unerwünscht war. Als der Leutnant daranging, die Plazierung der Maschinengewehre anzuordnen, hatte der Junge ein Gefühl, das nichts mehr mit den alten Männern und ihren Reden zu tun hatte. Da wurde wortlos etwas vorbereitet, und er war alt genug, um zu wissen, dass es bald Tote geben würde, Tote geben sollte. Eines der Maschinengewehre wurde im Fenster des Schlafzimmers im ersten Stock des Hauses postiert, andere auf dem äußeren Rand des nahen Hohlwegs, von wo man kilometerweit über die Äcker bis zu den Wäldern in der Ferne schauen konnte.

Der Leutnant hatte diesen Horizont von nun an ständig im Visier seines Feldstechers. Er sprach sogar nach einer Weile mit dem Jungen und erklärte ihm die Situation. Wenn Infanterie käme, dann würde man sie aufhalten, auch wenn sie Artillerie- und Luftunterstützung hätte. Wenn es Panzer wären, dann würde es ernst. Dann müsste sich zeigen, ob seine Leute mit der Panzerfaust wirklich umzugehen verstünden. Offenbar misstraute er ihrer Bereitschaft oder Fähigkeit, da sie erst spät in die Reste seiner Kompanie eingereiht worden waren. Als er den Leutnant fragte, ob er zum Waldrand gehen und

die sich nähernden Truppen beobachten sollte, nickte dieser. Aber dazu kam es nicht, denn inzwischen hatten sich einige Bewohner des Dorfes entschlossen, dem Leutnant sein Vorhaben auszureden. Er sah, wie ein selbstbewusster älterer Mann – er hatte zwar auch eine Kuh, war aber Zimmermann – auf den Leutnant zuging und auf ihn einredete. Nach anfänglicher Weigerung gab der Leutnant – im Gegensatz zu dem Leutnant auf dem Plakat – schließlich nach. Er zog mit seinen Leuten ab und verschwand mit Einfall der Dunkelheit in Richtung Osten. Der Junge wusste nicht, ob er sich auch freuen sollte oder nicht. Der Leutnant hatte ihm imponiert. Jetzt konnte man bloß noch warten. Man hängte aber keine weißen Betttücher aus den Fenstern, weil es in der Umgebung zu Strafaktionen von plötzlich auftauchenden SS-Kommandos gekommen war, die sämtliche Männer einer kleinen Gemeinde wegen eines weißen Tuches erschossen hatten. Auch für den Jungen war ein Höhepunkt dieser dramatischen Zeit zu Ende. Er behielt aber weiter Stahlhelm und Stiefel an. Er konnte sich davon ebenso wenig trennen wie seinerzeit von seinem Kommunionsanzug, der ihm Tage des Vergessens des Alltags beschert hatte.

Als er an einem der nächsten Morgen, in Stiefeln und unterm Helm, am Dorfrand mit der Milchkanne unterwegs war, sah er plötzlich drei Soldaten in einer Entfernung von etwa zwanzig Metern vor sich auftauchen. Sie schrien etwas, was er nicht verstand. Die Amerikaner. Nachdem sie ihn abgeklopft und ihm den Helm abgenommen hatten, wiesen sie ihn an, vor ihnen in das Dorf zurückzugehen. Sie folgten mit schussbereitem Gewehr, ihre Helme mit einem gewissen Schwung schief auf dem Kopf, wie er es später in den Kriegsfilmern noch einmal sah, Khakimäntel und olivfarbene Gamaschen, ihre nervöse Aufmerksamkeit auf die ersten Häuser gerichtet. Er dachte jetzt wieder, dass die Amerikaner doch feige seien.

Als der Friede kam, es war Anfang Mai, brach auf dem Feldweg und den Wiesen dahinter der Ginster aus. Im Dorf schlofen die Menschen wieder anders als vorher. Das Geräusch der ostwärts fliegenden viermotorigen Bomber war so plötzlich verschwunden, dass man die Stille hörte. Es war eine seltsame Zwischenzeit. Sie begann, als Glatteneichen und die anderen Dörfer auf der Hochebene schon in amerikanischer Hand waren, während die nächste größere Stadt im Tal noch von eigenen Truppen gehalten wurde. Die deutschen Verteidiger im Tal gaben mit keinem Zeichen zu erkennen, dass sie auf verlorenem Posten kämpften. Er und die anderen Jungen, die nicht weit entfernt von den ins Tal feuern den Panzern der Amerikaner herumlungerten und mit den noch kämpfenden deutschen Soldaten sympathisierten, lebten schon in der neuen Friedenszeit, während die unten sich noch mitten im Krieg befanden. Aber auch diese Zwischenzeit war bald vorüber.

Allerdings brach in diese Stille des neuen Friedens ein Ereignis ein, das ihn die nächsten Jahre belastete. Er geriet mit der Mutter, die in den letzten Kriegstagen aus der zerbombten Heimatstadt auch in das kleine Dorf gekommen war, auf freiem Feld in einen Streit, der sich immer mehr in Rede und Widerrede steigerte. Am Ende schrie er sie an: »Ich hasse dich!«, drehte sich um und kehrte am Abend nicht mehr in das Bauernhaus, in dem sie wohnten, zurück, sondern schlief in einer entfernten Scheune. Der äußere Anlass war nichtig. Noch immer oder noch stärker empfand er die Art und Weise der Mutter nicht nur unmütterlich im Unterschied zu anderen Müttern, sondern ungerecht und unbeherrscht. Ganz das Gegenteil des Vaters, mit dem sie nun seit fünf Jahren nicht mehr zusammenlebte. Sogar bei Streitigkeiten, die sie in seiner Gegenwart mit Freundinnen gehabt hatte, wollte er nicht einfach ihre Partei ergreifen, sondern nur die derjenigen, die ihm recht zu haben schien. So war es auch diesmal gewesen.

Aber es war noch etwas Tieferliegendes, das er immer weniger ertrug: Die Mutter verstand nicht, wie schon im Falle der Granatsplitter, seine über das Alltägliche hinausgehenden Träumereien und Gedankenflüge. Wenn er ihr eine Idee, die ihm kam, erklären wollte, schüttelte sie den Kopf. In ihrer Gegenwart fehlte ihm etwas Lebensnotwendiges, das er in der Gegenwart seines Vaters sofort spürte. Die Mutter hatte in den Wochen vor Kriegsende in der Stadt Typhus bekommen. Ihr waren alle Haare ausgefallen, und sie begannen erst jetzt wieder zu wachsen. Außerdem war sie während einer der letzten Luftangriffe vom Rauch im Keller fast erstickt und hatte sich mit extremer Anstrengung ins Freie gezogen und dabei die Hände in fließendem Phosphor verbrannt, obwohl sie vorher nasse Tücher um sie gewickelt hatte. Ihr war es zu verdanken, dass die anderen Menschen im Keller gerettet wurden. So war sie. Sie hatte ja auch im Internat alle in die Quälereien verwickelten Schüler namhaft gemacht, ohne den geringsten Respekt oder Angst vor den Familiennamen jener Schüler zu haben. Aber ihre Unbeherrschtheit und ihr unverständiges Verhalten gegenüber seinen Ideen und Träumereien hatten zu der Situation geführt, dass er ihr den schrecklichen Satz ins Gesicht sagte: »Ich hasse dich!«

Den Stahlhelm hatte man ihm abgenommen. Er behielt aber noch immer den kleinen Kasten bei sich, in dem er die schönsten Granatsplitter aufbewahrte. Was die älteren Männer nun erzählten, war von geringerem Interesse als früher. Dafür wussten die Dorfjungen von etwas ganz anderem, das an besonderen Tagen nachmittags in einer Scheune stattfand. Dort würde sich eine der Mägde mit einem Knecht treffen, sich ausziehen und vor den versammelten Kindern und Jugendlichen den Geschlechtsakt vorführen. Er sollte das nächste Mal doch mitkommen und sich das ansehen. Er hatte vor einem Jahr bei der Mutter ein Buch über Naturvölker der Südsee gefunden und dabei Fotografien von nack-

ten jungen Mädchen beim Fruchtbarkeitstanz entdeckt, die mit einem besonderen Lächeln ihr Geschlechtsteil darboten und mit ihren Fingern öffneten. Das hatte ihn mächtig aufgeregt.

Er hatte immer wieder die Unterschrift gelesen: »Fruchtbarkeitstanz«. Die Mädchen warteten also darauf, dass ein junger Mann sie befruchtete. Er wusste ganz genau, wie das geschah. Sein eigener Schwanz versteifte sich, wenn er diese Fotografie sah. Die Mitteilung über die Vorkommnisse in der Scheune waren dagegen auf eine andere Weise drastisch. Man sah ja täglich, wie der Hahn hinter den Hühnern her war, das war halt so. Sehr viel dramatischer ging es her, wenn der Deckhengst eine Stute bestieg. Die Bauern machten keine besondere Anstrengung, die Kinder von solchem Schauspiel fernzuhalten. Irgend so etwas war also in der Scheune zu erwarten, und der Bauernjunge kündigte es an wie einen naturkundlichen Anschauungsunterricht. Er behielt in seinem Ohr vor allem das Wort Schmand. Schmand hieß das Fett der Buttermilch. Er folgte der Einladung in die Scheune nicht, auch wenn ihn die Neugier, das Beschriebene wirklich zu sehen, nicht in Ruhe ließ.

Etwas Einschneidendes geschah zur gleichen Zeit im Beichtstuhl der Kirche der Provinzstadt. Den Priester interessierte das Wohlgefallen, das der Junge beim Anblick von Mädchen empfinden mochte. Das musste er beichten, denn es waren verbotene, unkeusche Gefühle. Als der Kaplan begann, nach körperlichen Einzelheiten zu fragen, die ihn anzögen, und diesem seine Antwort nicht genug war, er sähe gerne Busen und Beine, da geriet der Junge in Wut und verließ plötzlich so heftig den Beichtstuhl, dass die nahesitzenden Betenden aufschreckten. Er stieß die hölzerne Beichtstuhltür auf, als der Priester zum »absolvo te« ansetzte. Es war ihm im Hinausgehen sofort klar, dass er die Heiligkeit eines Sakraments verletzt hatte, und er verfiel darauf in den nächsten Wochen

in eine Depression, aus der ihn nichts und niemand herausbringen konnte. Über Nacht war ihm der Glaube an Gott abhanden gekommen.

Er war nun dreizehn Jahre alt, und er nahm die neuen Eindrücke seines Lebens aufmerksam wahr, ohne davon allzu beeindruckt zu sein. Der Verlust des lieben Gottes wurde nicht wettgemacht, aber alles, was das Leben schöner machte, war gerade recht. Dazu gehörte auch der erste Gang in die Oper, zu dem ihn der Großvater mit dem feingeschnittenen altmodischen Bart einlud. Das Opernhaus war teilweise zerstört und ausgebrannt, aber man hatte den noch erhaltenen Teil so hergerichtet, dass Aufführungen möglich waren. Und es war die eingängigste, die feurigste, die sehnendste Musik, die er bis dahin gehört hatte. Es ging um ein spanisches Thema über Liebe und Liebestod vor der Stierkampfarena, wie der Großvater ihm erklärte. Er war elektrisiert und empfand tief den Unterschied zu den schmelzenden Melodien, die er gerne im Mittagsprogramm des Rundfunks hörte. Die gingen Hand in Hand mit den Romanen des österreichischen Schriftstellers Ganghofer, die er vor allem wegen der edlen, aber auch sinnlichen Liebe zwischen Schloss und Bergwald verschlang. Die Liebesoper aber war etwas ganz anderes.

Seit dem Zwischenfall im Beichtstuhl verfiel er häufig in einen Zustand der Träumerei. Zunächst war es der verschwundene Gott. Er hatte dafür keine logische Erklärung. Er dachte nun nicht etwa, dass es keinen Gott gäbe, weil sein Priester ihm unziemliche Fragen gestellt hatte. Aber der Kirchenraum, in dem das geschehen war und der bisher für ihn gleichzeitig so geheimnisvoll und anheimelnd gewirkt hatte, war verändert. Früher waren die vergoldeten Bilder von Jesus am Kreuze, von der Gottesmutter Maria und den Heiligen unter der Folter wie Zeichen von einem einzigen Wunder, in dem er eingehüllt lebte. Früher waren ihm der emporsteigende Weihrauch und das Klingen der Schellen in den Hän-

den der Messdiener ein einziger, sein tägliches Leben überwölbender Zusammenhang. Das hatte sich seit jener Zeit, als sie im Hause des irischen Großvaters die Messe spielten und er den anderen Kindern Sonntagspredigten gehalten hatte, sogar noch verstärkt.

Damals war die kleine Kirchengemeinde des westlichsten Teils der Stadt für ihn wie Jerusalem am Tage der Einkehr von Jesus auf einem Esel geworden, wovon er im Kindergottesdienst gehört hatte. Da bildeten sich nicht nur Phantasien, die während der Vorbereitung auf die Heilige Kommunion entstanden waren, sondern die aus den Blumenaltären der verschiedenen Familienhäuser aus Anlass des Fronleichnamsfests kamen. Die Blumen der rheinischen Gärten und die Blumen von Jerusalem wurden eins. Das wurde noch dadurch verstärkt, dass alle Straßen der kleinen Siedlung Namen von Bäumen oder Blumen hatten: Rotdornweg, Akazienweg, Weißer-Flieder-Weg, Am Rosengarten. Zwischen diesen Namen fühlte er sich wie in einem Naturparadies, denn die Namen bezeichneten ja die entsprechenden Bäume und Gärten, die alle Straßen und Wege säumten, sodass er im Frühjahr immer durch einen roten und weißen Schimmer hindurchging, woran auch der Krieg nichts änderte. Eine ganz eigene Wirkung hatte die dreitägige kirchliche Vorbereitung auf das Osterfest gehabt, besonders 1942, als er ins zehnte Lebensjahr gekommen war, die Heilige Kommunion hinter sich hatte und nun mehr denn je interessiert war an Jesu Lebens- und Leidensgeschichte: Der Gottesdienst am Gründonnerstag, Karfreitag und Karsamstag brachte beides zum Vorschein. Die nach der fortschreitenden Passion gewählten Farben der Gewänder des Pfarrers, das Grün, das Schwarzgold und das leuchtende Rot waren für ihn so anziehend geworden, weil mit ihnen alles Gewöhnliche der Welt verschwand. Es hatte ihn auch nicht gestört, dass er als Messdiener im violetten Rock unter weißem Gewand an diesen drei Tagen lange

lateinische Sätze sprach, die er mühsam auswendig gelernt hatte, ohne den Sinn der einzelnen Worte zu kennen. Es war seine Welt.

Der aufdringliche Kaplan im Beichtstuhl hatte ihm den Boden unter den Füßen weggezogen. Das Innere der Kirche war mit einem Male für ihn nicht mehr das, was es so lange gewesen war. Wenn er sagte, er habe den Glauben verloren, dann gab dieser Satz nur unklar wieder, was er fühlte. Er hatte ja nicht einen bestimmten Glaubensinhalt gehabt oder einen klaren Glaubensbeweis. Es war vielmehr das Halbdunkel im Innern der Kirche, ohne Worte, das ihm so lange selbstverständlich gewesen war und jetzt nicht mehr. Zum gleichen Zeitpunkt wurde ihm das Thema wichtig, nach dem ihn der Kaplan so genau ausgefragt hatte. Schon als Messdiener war ihm ein besonderes Gefühl zwischen Stolz und seltsamer Empfindung überkommen, wenn er auf der Seite der Frauen und Mädchen die Geldkollekte zu machen hatte. Er stand dann in seinem rotweißen Messgewand jeweils neben einer der langen Sitzreihen und wartete auf die Rückkehr des Geldkörbchens. Manchmal kam ihm diejenige, neben der er für einige Augenblicke zu warten hatte, besonders anmutig vor. Dieses eigentümliche Gefühl war auch der Grund gewesen, warum er nicht zur Vorführung in der Scheune gegangen war. Nun aber, das hatte der Kaplan gespürt, hatte er beim Anblick der Mädchen etwas anderes im Kopf. Nicht genau das, was er in der Scheune hätte sehen können. Aber etwas Ähnliches. Auf jeden Fall ihren Körper. Er dachte ständig daran. In der Sexta im Internat war es nur eine kleine Anziehung gewesen, die die vor ihm Sitzende ausgeübt hatte. Jetzt aber, zwei Jahre später, war die Anziehung für sein Bewusstsein klarer, sodass die Kluft zwischen Berührenwollen und wirklich Berührenkönnen zu einem riesigen Hindernis anwuchs.

Er hatte das zum ersten Mal im Jahr zuvor empfunden, als der Vater sich im Kurort im Schwarzwald mit einer sehr

sympathischen, lebhaften und gebildeten Dame befreundete, deren Mann ein hoher Offizier in Belgien war und die eine Tochter in seinem Alter hatte, mit einem zarten Ausdruck und einer scheuen Art und Weise. Nach anfänglicher Zurückhaltung auf beiden Seiten kamen sie auf die Idee, Spiele zu erfinden, aus denen kleine Theaterszenen wurden. Und zwar spielten sie Märchen nach. Er mochte ganz besonders die Geschichte vom König Drosselbart und der schönen hochnäsigen Prinzessin, die aus Strafe für ihren Hochmut auf dem Markt Geschirr verkaufen musste, das der König Drosselbart dann mit seinem Pferd zu Scherben ritt, weil sie ihn verspottet und nicht erhört hatte. Irgendetwas an dem jungen König fesselte ihn, seit er das Märchen gelesen hatte. Einerseits war dieser ja äußerlich etwas entstellt, andererseits war er aber auch sehr anziehend. Einerseits benahm er sich grausam, andererseits lag in ihm eine große schöne Leidenschaft. Natürlich konnten sie die entscheidende Szene vom stürmischen Ritt ins Porzellan nicht richtig vorführen. Dafür aber umso besser die Entdeckungsszene, in der offenbar wurde, dass sowohl der arme Spielmann als auch der feurige Husar beide der König Drosselbart in Verkleidung gewesen waren. Sie erreichten es, die phantastische Geschichte temperamentvoll zu improvisieren. Sie legten vorher nur die wichtigsten Sätze und Worte fest und sprachen dann, was ihnen im Augenblick einfiel. Die seltsame Mischung des Charakters und des Aussehens des Königs Drosselbart war es, die ihm die Geschichte so unvergesslich gemacht hatte. Wahrscheinlich wollte er sich selbst so vorstellen. Dass sie keine Kostüme hatten, war gar nicht so schlecht, denn es zwang sie, mit kleinen Änderungen an ihrer Kleidung doch den notwendigen Eindruck für die Eltern zu erreichen. Er musste seiner Mitspielerin, sie hieß Caroline, in einer Szene die Hand geben, weil sie für das Ende einen kleinen Tanz erfunden hatten. Und dabei kam ein Gefühl tiefer Nähe zu ihr über ihn, das noch am

nächsten Tag anhielt. Es war keine bloße Erinnerung, sondern etwas viel Dichteres, ihn Einhüllendes, das er versuchte festzuhalten.

Während der Straßenbahnfahrt in das Stadtviertel, wo der irische Großvater wieder wohnte – das kleine Haus, in dem der Junge drei Jahre gelebt hatte, war tatsächlich nicht getroffen worden –, fand er erneut das Höhere. Beim Aussteigen vor einer halbzerstörten und ausgebrannten Häuserfassade erblickte er gegenüber ein Kino mit einem ihm sofort in die Augen fallenden farbigen Filmplakat. Es zeigte einen blaugepanzerten Reiter, dessen Helm mit einer scharfkantigen Krone versehen war. Der Panzer war halb bedeckt mit einem blautoten Überhang, auf dem drei rote Löwen und drei weiße Blumen abgebildet waren. Der Film hatte keinen richtigen Titel, sondern hieß nur wie der abgebildete Reiter: Heinrich. Statt zum Großvater zu gehen, entschied er sich dafür, sich diesen Film anzusehen. Es war sein zweiter Kinobesuch. Tatsächlich gab es keinen gewöhnlichen Ritterfilm zu sehen. Es begann damit, dass es ein Film in englischer Sprache mit deutschen Untertiteln war. Außerdem sprach der Darsteller des englischen Königs die englische Sprache in so ungewöhnlicher, nie gehörter Weise, dass es ihn völlig in Beschlag nahm, auch wenn er nichts verstand, sondern nur über die Untertitel dem Sinn folgte. Er hatte seit einem Jahr ständig das Englisch der Soldaten auf der Straße im Ohr, abgesehen vom Englisch, das er jetzt in der Schule lernte. Die englische Sprache hatte über Nacht die Wichtigkeit des Lateins verdrängt. Er musste einen Schnellkurs belegen, um das nachzuholen, was er in der ersten Gymnasialklasse, wo es kein Englisch gab, versäumt hatte. Die Lehrerin erfreute sich guter Beziehungen zu den Besatzungsbehörden. Sie war eine bestens informierte Frau, die von heute auf morgen in der neuen Zeit lebte und die ihn aus seinen Grübeleien aufschreckte, indem sie ihm Fragen in Alltagsenglisch, die er schnell zu be-

antworten hatte, nur so um die Ohren klatschte, als wolle sie sagen: Englisch ist nützlicher als Latein.

Aber damit hatte das Englisch, das dieser König Heinrich sprach, nichts zu tun. Es war eine andere Sprache. Die Rede-weise der einfachen Reiter und Fußsoldaten im Film ähnelte dem etwas gepressten und nasalen Tonfall der englischen Soldaten auf der Straße. Die Rede des Königs klang dagegen überaus stolz, wohlklingend und herrisch. Sie war häufig auch sehr lang, sodass die Wörter übereinander stiegen, im Tempo zunahmen, bis sie auf einer äußersten Spitze angelangt waren und dort ausruhten oder jäh abbrachen. Es ging bei dem Film um einen Krieg zwischen Engländern und Franzosen im Mittelalter, bei dem die Engländer siegten. Das war aber nicht das, was ihn so beeindruckte, dass er es in den nächsten Jahren nicht mehr vergaß. Es war der Ton der englischen Sprache. Er konnte in der Filmankündigung lesen, dass ein berühmter Dichter sie erfunden hatte, dessen Namen er sich direkt nach dem Ende des Films auf ein Stück Papier schrieb: Shakespeare. Er fand diese Sprache so überaus schön, dass er die englischen Sieger – nicht nur die im Film, sondern die auf der Straße – plötzlich mit neuen Augen sah. Ihr Sieg erschien ihm nicht nur notwendig wegen der Gründe, die der Vater ihm erklärt hatte, er war auch gerechtfertigt, weil die Sprache der Sieger solch eines Ausdrucks fähig war. Mochten die Amerikaner feige sein oder nicht, die Engländer hatten diesen Dichter.

Die Trümmer der Stadt reihten sich vor ihm aneinander, welchen Weg er auch einschlug. Er fuhr gerne aus der Provinzstadt hierher. Er dachte sich die Trümmer weg. Überhaupt brachte das Zerstörte ihn zum Träumen. Solange die Trümmer die große Stadt ausfüllten, solange konnte man sich etwas anderes vorstellen. Keine Häuser, keine neuen Häuser. Er dachte vielmehr, dass es eine schöne Zeit in dieser Hässlichkeit war. Alles war in Gedanken möglich. Die Trümmer

bildeten gewaltige Gebirge. Endlos an einer Stelle, sodass der Blick sich hinzog, begrenzt an einer anderen Stelle, sodass der Blick festsaß. Ihn zogen die Trümmer an. Man sprach von Trümmerlandschaft. Aber die sah er nicht. Nicht die Ordnung einer Landschaft, sondern die Unordnung von etwas, das er selbst ordnen konnte, wie er wollte. Jeden Tag, wenn er Zeit hatte, zog es ihn bei seinen Besuchen in diese unbekannte Stadt aus Trümmern.